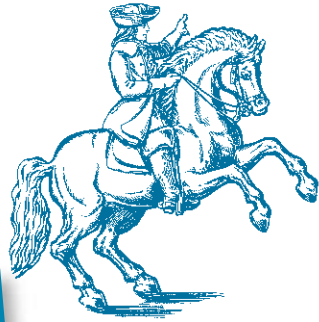


Die Tagespost



TÄGLICH AKTUELL AUF
www.die-tagespost.de

26. Oktober 2023, Würzburg, Jahrgang 76, Nr. 43 – 4,40 Euro

Zwischen Hass und Humanität



Unterschiedliche Perspektiven auf
die Krisenregion S. 2/3, 11



SIGMAR GABRIEL
Der Hass hat
Wurzeln
S. 5



NAHOST-KONFLIKT
Kardinal Woelki
hilft Christen im
Heiligen Land
S. 9

Das Machtspiel des Iran

Teheran instrumentalisiert das Schicksal der Palästinenser, um die Gewichte in Nahost zu verschieben VON STEPHAN BAIER

Glaubt man bestimmten Kulturkriegern in manchen Medien und „Sozialen Medien“, dann findet im Heiligen Land ein Krieg statt, den Israel auf lange Sicht – schon aus demographischen Gründen – gar nicht gewinnen kann: ein Abwehrkampf gegen „die Araber“ oder „den Islam“. Tatsächlich wäre der Hamas als sunnitische Terrorgruppe, die die Existenz Israels an sich ablehnt, eine solche gesamtarabische oder panislamische Allianz sehr lieb. Sie existiert jedoch nicht: Ägypten hat bereits 1978 seinen Frieden mit Israel gemacht, was der ägyptische Präsident Anwar as-Sadat 1981 mit dem Leben bezahlte. Der heutige Präsident Abd al-Fattah as-Sisi, der 2013 durch einen Putsch gegen die Muslimbrüder an die Macht kam, sieht im gewalttätigen sunnitischen Extremismus die einzige Bedrohung seiner Herrschaft. Die Hamas ist ein ideologischer Ableger der ägyptischen Muslimbrüder, die niederzuhalten Sisi bestrebt ist. Ähnlich fand Jordanien 1994 zum Frieden mit Israel, nachdem König Hussein die militärischen Einheiten der Palästinenser in seinem Land zerschlagen und sein Reich aus dem Jom-Kippur-Krieg herausgehalten hatte. Auch heute braucht das haschemitische Königreich Frieden, um angesichts der palästinensischen Bevölkerungsmehrheit in Jordanien nicht ins Wanken zu geraten. Darum kann die Hamas keineswegs auf die Solidarität der Regierungen Ägyptens und Jordaniens hoffen, wohl aber auf die Mobilisierung der arabischen Straße. Je blutiger das israelische Vorgehen im Gaza-Streifen wird oder scheint, desto mehr Emotionen werden in der arabischen Welt hochkochen – und die auf Stabilität bedachten Regierungen in Kairo und Amman unter Druck bringen. Frankreichs Präsident Macron forderte darum am Dienstag bei seinem Israel-Besuch eine breite Koalition gegen die Hamas: Das sei im Interesse Israels, aber auch seiner Nachbarn, die von denselben oder verwandten Gruppen bedroht würden.

Das dürfte das Kalkül der Hamas und der hinter ihr stehenden Regie Teherans sein: Der selbstmörderische Terrorangriff vom 7. Oktober

konnte militärisch nicht erfolgreich sein. Hamas, Hisbollah und der Iran wussten, dass Israel so nicht zu besiegen ist, ja dass es hart zurückschlagen würde. Alle Menschenopfer auf der anderen wie auf der eigenen Seite hat dieses menschenverachtende Bündnis einkalkuliert, um die Machtverhältnisse zu verschieben: Das von den USA vorbereitete, vom saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman angekündigte Abkommen zwischen Saudi-Arabien und Israel ist nicht mehr realisierbar; die westlich orientierten Regierungen in Kairo und Amman müssen vor ihren eigenen Bürgern zittern; die sunnitische Hamas ist in die Fänge der schiitischen Großmacht Iran geraten, und Israel kann in der islamischen Welt erneut als Unterdrücker der Palästinenser vorgeführt werden. Das alles betrieben die persischen Schiiten nicht aus Mitgefühl mit den arabischen Sunniten, was historisch wie theologisch paradox wäre. Der Iran handelt vielmehr aus strategischem Kalkül.

Teheran arbeitet seit langem daran, einen schiitischen Machtgürtel von der Westgrenze Afghanistans bis zum Mittelmeer zu schaffen, wobei die arabischen Schiiten im Irak und im Libanon, die Alawiten-Diktatur in Syrien und die sunnitische Hamas zu Instrumenten der machtbewussten Perser werden. Instrumentalisiert wird ebenso das Schicksal der Palästinenser, die tatsächlich eine lange Leidensgeschichte haben. Die Mullahs in Teheran sind an einer Lösung der Palästinenser-Frage nicht interessiert, sondern nutzen deren Schicksal für ihre Ziele. Mit Erfolg: Waren die Erben des Ayatollah Khomeini jüngst noch international isoliert und innenpolitisch unter großem Druck, so spielen sie nun in drei wichtigen Krisenherden der Weltpolitik eine Schlüsselrolle: im Nahen Osten, wo Hamas und Hisbollah auf Befehle aus Teheran warten, im Kaukasus, wo sie die Eskalation zwischen Aserbaidschan und Armenien bremsen wollen, und im Krieg gegen die Ukraine, für den sie Russland mit Kampfdröhnen versorgen.

KOMMENTAR

Sozis, aufgepasst

VON SEBASTIAN SASSE

So richtig aufgeregt haben sich eigentlich nur die alten Genossen. Als Sahra Wagenknecht und ihre Unterstützer die Gründung der neuen Partei verkündeten, schrien die SED-Erben Zeter und Mordio. Die Abweichler aus der Linksfraction sollten ihre Mandate zurückgeben. Wagenknecht & Co wollen nämlich trotz Parteiaustritt vorerst weiter der Linksfraction angehören. Vor allem die Arbeitsplätze der Fraktionsmitarbeiter wolle man so sichern. Man ist schließlich sozial.

Die Streithähne mögen sich auf absehbare Zeit, auch wenn sie ihre Büros noch auf demselben Flur haben, nicht mehr grüßen. Trotzdem sollten sie sich an eine alte Taktik-Weisheit aus der kommunistischen Kampfzeit erinnern: Getrennt marschieren, vereint schlagen. Machtpolitischer Kulminationspunkt ist dabei die SPD. Aus der Rest-Linkspartei könnte sie Zuwachs erwarten. Die Linie von Dietmar Bartsch zielt schon seit Langem in eine sozialdemokratische Richtung. Und die Wagenknecht-Partei ist über kurz oder lang eine Koalitionsoption für die Sozis. Warum, das konnte man in einem großen Interview von Gerhard Schröder mit der „Berliner Zeitung“ lesen. Der Alt-Kanzler scheint seinen Paria-Status langsam zu verlieren. Kürzlich erst feierte er sein Parteijubiläum. Und auch was er in dem Interview sagt, dürfte manche Genossen interessieren. Neben harten Vorwürfen an die USA, die mögliche Verhandlungen zwischen der Ukraine und Russland verhindert hätten, schrieb Schröder nämlich auch seiner Partei etwas ins Stammbuch. Zurück zu den echten Problemen der Menschen, weg von abgehobenem Theorie-Blödsinn. Sie wissen schon, Cancel Culture etc. pp. Die „Frogs“ (Friends of Gerd), die Schröderianer, könnten schon bald wieder lauter quaken. Auch wenn sie vielleicht nicht alle Wendungen geteilt haben, die ihre Ober-Kröte so hingelegt hat, sie schätzen Schröders Denke. Sie sind für Materialismus, der Freude macht. Hauptsache, die Currywurst steht regelmäßig auf dem Tisch. Alles andere ist Gedöns. Für so eine SPD wäre Wagenknecht eine Option. Auf die Schlechte-Laune-Ampel hat bei den Sozis kaum noch jemand Lust.

USA Die Bereitschaft zur Unterstützung der Ukraine schwindet - vor allem bei den Republikanern S. 6



4 194023 104404



Aus Verzweiflung wächst Menschlichkeit



Es wäre noch nicht zu spät gewesen, um sich in Sicherheit zu bringen. Letzten Donnerstag hätte Holly Kempf einfach wie geplant das Flugzeug besteigen können, das sie von Jerusalem zurück nach Europa gebracht hätte. Ihre jüdischen Freunde fragen die junge Katholikin, warum sie bleibt. „Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott“, zitiert Holly Kempf die alttestamentliche Ruth. In Jerusalem ist es jetzt, wo die meisten Touristen abgereist sind, stiller als sonst. Trotz der Bedrohung, die seit Tagen auf der Stadt lastet, versuchen die Bewohner, ein halbwegs normales Alltagsleben aufrechtzuerhalten. „Die Israelis sind die widerstandsfähigsten Menschen, die ich kenne“, meint die gebürtige Amerikanerin bewundernd. „Viele haben zwar ihren Lebensmittelpunkt komplett auf einen Bunker verlegt, aber andere gehen immer noch ins Restaurant.“ Auch Schulen bleiben geöffnet – wenn auch nur mit bewaffneten Lehrern und Schutzräumen in Reichweite, wie Holly Kempfs Nachbarkinder ihr erzählt haben. Die Furcht vor terroristischen Anschlägen bleibt groß.

Seit drei Jahren arbeitet Holly Kempf für die israelische Start-up-Firma Artza, die kleine Handwerksbetriebe und lokale Erzeuger im Heiligen Land unterstützt. Kempfs Liebe zu Israel und zum biblischen Volk Gottes erwuchs vor einigen Jahren während eines Fellowships am „Israel Center for Jewish Christian relations“. Auch ihre Konversion vom Protestantismus zur katholischen Kirche nahm dort ihren Ausgang. „Vor dem Hintergrund des jüdischen Kontextes machte der Katholizismus plötzlich Sinn“, erzählt Kempf, die seitdem beruflich und privat mit dem Heiligen Land verbunden ist. Auf die Frage, warum sie Jerusalem nach dem grausamen Anschlag der Hamas auf Israel nicht verlassen habe, antwortet sie knapp: „Ich habe meinen Glauben dem jüdischen Volk zu verdanken und ohne meinen Glauben wäre ich nichts.“ So lange Holly Kempf vor Ort den Menschen helfen kann, will sie bleiben.

Solidarität und Selbstorganisation

An Gelegenheiten dazu mangelt es nicht. Über 300.000 Menschen sind seit dem Angriff der Hamas in Israel zu Binnenflüchtlings geworden und wurden aus den Grenzgebieten zum Gazastreifen und zum Libanon evakuiert. Für diese Menschen muss nun irgendwie gesorgt werden. In großer So-

lidarität organisiert sich die Zivilgesellschaft dabei teils eigenständig über Whatsapp-Gruppen. Manche nehmen Flüchtlinge auf, andere verteilen Lebensmittel, stellen Pakete mit Nahrungsmitteln und Hygieneartikeln für Reservisten zusammen, die Hals über Kopf zum Dienst im Militär aufgebrochen sind. Helfer wie Holly Kempf unterstützen Mütter mit Babysitting, da viele Ehemänner und Väter zur Armee eingezogen wurden. Sie bereitet außerdem Unterkünfte für aus den Grenzgebieten geflohene Familien vor. Viele Häuser und Wohnungen in Jerusalem und den umliegenden Städten stehen nun leer, erklärt Kempf. Ihre Bewohner seien ins Ausland geflohen, würden aber ihre Wohnungen als Unterkünfte für Binnenflüchtlinge zur Verfügung stellen. „Meine Aufgabe ist es, Lebensmittel und Notvorräte für diese Häuser zu besorgen. Die Regierung ruft jeden dazu auf, jederzeit Wasser, Lebensmittel und Strom für 72 Stunden vorrätig zu haben“, erklärt sie. Die erste Familie, der sie auf diese Weise zu einem neuen Dach über dem Kopf verhelfen konnte, kam aus Sderot, einer Grenzstadt im Norden von Gaza, die vollständig evakuiert wurde. Die kurze Begegnung mit ihnen erschütterte Kempf tief. „Ich habe keine Ahnung, was diese Menschen erlebt haben. Vielleicht haben sie Nachbarn verloren, Freunde, Familienmitglieder. Trotz ihrer sichtbaren Traumatisierung kannte ihre Dankbarkeit für das Wenige, was ich tun konnte, keine Grenzen.“



Familien und Kinder aus den betroffenen Regionen kommen oft schwer traumatisiert in ihren Notunterkünften an. Auch hier legen die Israelis selbst Hand an: Psychologen bieten kostenlose Traumata-Sprechstunden an, andere bemühen sich, geflohene Familien und Kinder zu unterhalten, ihnen sozialen Anschluss und ein bisschen Lebensfreude zu schenken. „Es gibt so viel Verzweiflung, aber auch so viel Menschlichkeit, die aus dieser Situation wächst. Das hat mich in den letzten Wochen unglaublich beeindruckt“, so Holly Kempf. In einer Kleinstadt außerhalb von Jerusalem traf sie eine Kindergärtnerin, die auf eigene Faust tägliche Aktivitäten für die geflüchteten Kinder organisiert: eine Rallye im Stadtpark, Basteln, Frisuren flechten, ein bisschen Sport. Dabei sorgt sie dafür, dass jedes Kind für den Notfall den Weg zum nächsten Schutzraum kennt und barrierefrei dorthin gelangen kann.



„Das Wichtigste ist, dass die Kinder in einem sozialen Kontext bleiben. Die größte Gefahr ist jetzt, sich von der Angst lähmen zu lassen. Wer vor Angst gelähmt ist, kann nicht überleben“, meint Kempf und bezieht sich auf die Erfahrungen Viktor Frankls im Holocaust. „Daher ist es ein wichtiger Dienst, für die geistige Gesundheit der Kinder zu sorgen“, so Kempf. „Das beruhigt auch die Erwachsenen. Es gibt mir immer wieder Ruhe und Frieden, mit einem Kind zusammensitzen und ein Bild zu malen.“

Zusammenhalt der Religionen

Arabische Israelis machen 20 Prozent der Bevölkerung Israels aus. Auch unter Hollys Bekannten gibt es Palästinenser ebenso wie Juden und Christen. „Wir jüdischen und arabischen Frauen stehen in Solidarität zueinander. Wir lassen nicht zu, dass uns die Ereignisse auseinanderbringen“, lautet die ermutigende Botschaft, die Kempf von Bekannten erhielt. „Viele Menschen wehren sich dagegen, sich auseinanderdividieren zu lassen“, gibt Kempf die Stimmung wieder, die sie wahrnimmt. Als Beispiel dafür zitiert Kempf auch ihre frühere Studienleiterin beim „Israel Center for Jewish Christian relations“, eine orthodoxe Jüdin, die ihr vor ein paar Tagen schrieb: „Mehrere arabische Freunde haben sich bei mir gemeldet, um sich zu vergewissern, dass es uns gut geht. Ich habe Araber und Juden gesehen, die sich immer noch umarmen. Ich habe Araber gesehen, die Schlange standen, um Blut zu spenden und für die Verwundeten zu sorgen. Hier geht es nicht um einen arabisch-israelischen Konflikt. Hier geht es um diejenigen, die den Weg des Lebens wählen, und diejenigen, die den Weg des Todes, des Bösen und der Zerstörung suchen.“

Zu den in Israel lebenden Palästinensern gehört auch eine kleine Gruppe von arabischen Christen. Insgesamt leben zwei Prozent Christen in Israel. Nicht zuletzt unter der aktuellen Regierung seien Spannungen zwischen Juden und Christen gerade in Jerusalem zuletzt an der Tagesordnung gewesen, so Kempf. „Diese Spannungen sind durch den Angriff der Hamas erst einmal verschwunden“, wie Kempf es wahrnimmt. „Viele internationale Christen bleiben hier, um zu helfen und diese Hilfe wird herzlich angenommen“, berichtet sie aus ihrer

Die in Jerusalem lebende Katholikin Holly Kempf berichtet über den neuen Alltag zwischen Hilfseinsätzen und Fliegeralarm

VON FRANZISKA HARTER

persönlichen Erfahrung. „Es ist so wichtig, sich gegenseitig persönlich zu kennen. Denn Misstrauen gibt es nur dort, wo man sich nicht kennt.“

Den Vernichtungskampf der Hamas gegen Israel empfindet Kempf als geistlichen Kampf. „Die Hamas zielt explizit nicht nur auf die Vernichtung Israels, sondern auch der westlichen Zivilisation. Diese wurde maßgeblich auch auf dem Christentum erbaut.“ Das dürften, so Kempf, Christen in den westlichen Ländern nicht vergessen. Eine wichtige Art und Weise, das jüdische Volk zu unterstützen, sei außerdem, sich um ein akkurates Verständnis der Sachlage zu bemühen und im persönlichen Umfeld Aufklärungsarbeit zu leisten. „Es ist zum Beispiel ein weit verbreitetes Missverständnis zu meinen, Hamas wolle einfach nur Palästina befreien.“ Neben dem Gebet um Frieden seien auch Spenden notwendig, um den Binnenflüchtlings in Israel und den zu erwartenden palästinensischen Flüchtlingen aus dem Gazastreifen zu helfen. Zum Abschluss erinnert Kempf noch einmal an die Bedeutung der heiligen Stätten und appelliert an die Katholiken, sich für deren Erhaltung einzusetzen. „Unser Herr Jesus Christus ist auf diesem Boden gewandelt. Wie oft habe ich Menschen erlebt, die hier, an den biblischen Stätten, zum Glauben gefunden haben. Sie sind ein starkes Glaubenszeugnis, das bewahrt werden muss.“



„Die größte Gefahr ist jetzt, sich von der Angst lähmen zu lassen. Wer vor Angst gelähmt ist, kann nicht überleben.“



Wenn der Feind zum Satan werden kann

Fotos:dpa



Herr Professor Neumann, die Ideologie der Hamas hat eine religiöse Grundlage. Inwieweit zeigt sich daran, dass sich der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern verändert hat? Die PLO wurde zwar auch terroristisch aktiv, war aber eben eine politische und damit säkulare Organisation.
In der Tat, die Hamas ist etwas ganz Anderes als die PLO. Schon seit den 90er Jahren ist zu beobachten, dass im terroristischen Bereich ethnische oder nationalistische Aspekte in den Hintergrund treten und religiöse wichtiger werden. Man erinnere sich etwa an Bilder von Saddam Hussein im Irak oder auch an den Vater des jetzigen syrischen Präsidenten, seinen Vorgänger, Hafiz al-Assad. Die kamen ja beide ursprünglich aus einer vollkommen säkularen politischen Bewegung, der Baath-Partei. Trotzdem wurden damals dann Bilder von ihnen beim Beten und bei anderen religiösen Riten verbreitet. Das war sozusagen ein Signal an die arabische Straße: Wir wissen, was euch wichtig ist.

Wodurch unterscheidet sich das durch die Religion getriebene Handeln der Hamas von dem der säkularen Gruppen?
Der Feind ist nicht mehr nur irgendein Gegner, mit dem man irgendwann auch einmal verhandeln könnte. Der Feind ist – in manchen Konstellationen – Satan. Hier werden also die Trennlinien sehr scharf gezogen. Die Unterscheidung zwischen dem, was als „wahr“ und was als „falsch“ gilt, ist ganz klar. Und zwischen beiden Extrem-Polen kann es keine Kompromisse geben. Die Haltung der Hamas ist also viel rigider. Trotzdem darf man nicht vergessen: Es gibt auch dort einen pragmatischen Flügel.

Und wodurch zeichnet der sich aus?
Pragmatismus bedeutet hier eben nicht, dass die religiöse Überzeugung geringer ausgeprägt wäre. Er bezieht sich lediglich auf den Weg, wie das Ziel besser erreicht werden könnte. Und dieses Ziel heißt: die Vernichtung Israels. Ein pragmatisches Argument war etwa: Wir brauchen erst einmal einen zehnjährigen Waffenstillstand, um unsere Kräfte wieder zu sammeln und schlagkräftig werden zu können. Solche taktischen Entscheidungen müssen bei der Hamas immer, und das ist auch ein Charakteristikum, religiös begründet werden. Zum Beispiel durch Bezugnahme auf bestimmte Koranstellen. Die Rhetorik hat also auch eine besondere Qualität.

Wie ist der Erfolg der Hamas bei den Palästinensern zu erklären?

Die Hamas ist der palästinensische Flügel der Muslimbruderschaft, die sich 1929 in Ägypten gegründet hat. Für die Anhänger dieser Gruppe ist die religiöse Ausrichtung von ausgesprochen hoher Bedeutung. Das ist anders als etwa bei manchen dschihadistischen Kämpfern. Da wird die Religion oft nur angeführt, um die eigenen Gewalttaten zu begründen. Die Hamas aber ist ursprünglich eine religiöse und soziale Organisation. Sie ist aktiv im Wohltätigkeitsbereich, betreibt Kindergärten oder macht spezielle religiöse Angebote. Das alles schafft Vertrauen. Aber vor allem: Die Hamas hebt sich von den Institutionen der palästinensischen Autonomiebehörde ab. Die sind nämlich hoch korrupt. Unter dieser Korruption leiden die Palästinenser und davon profitiert die Hamas.

Welche Fehler haben der Westen bzw. Europa in der Vergangenheit im Umgang mit den Palästinensern gemacht?
Ein prinzipieller Fehlschluss war, zu glauben, dass die säkularen Gruppen quasi automatisch unsere Alliierten sind. Nach dem Motto: Der Feind meines Feindes ist mein Freund. Das stimmt aber nicht. Schauen wir auf das Beispiel Afghanistan: Die Geg-

ner der Taliban waren vielfach Kriminelle und brutale Warlords.

Was sollte in Zukunft im Umgang mit den Palästinensern beachtet werden?

Ich erkenne im Wesentlichen drei Punkte. Zunächst: Diaspora-Palästinenser gibt es überall auf der Welt. Und immer dann, wenn sie eher religiös orientiert sind, werden sie tendenziell der Hamas nahestehen. Das bedeutet: Das Problem, mit Unterstützerorganisationen konfrontiert zu sein, gibt es nicht nur in Deutschland. Ein zweiter Punkt ist das transnationale Element der Hamas. Als Flügel der Muslimbruderschaft ist sie Teil eines globalen Netzwerkes. Das ist anders als etwa bei dem IS oder bei Al Quaida. Schließlich: Das Israel-Palästina-Problem ist für religiös denkende Muslime weltweit das emotionalste Thema überhaupt. Und das wird so bleiben.

Wie prägend ist die Muslimbruderschaft für die muslimische Welt insgesamt?

Es gibt natürlich einen Kampf um die Deutungshoheit. Aber es sieht nicht unbedingt so aus, als ob die Bruderschaft diese tatsächlich erringen könnte. In Ägypten, also ihrem Stammland, stellte sie ja mit Mohammed Mursi ein Jahr lang bis 2013 den Staatspräsidenten. Mursi wurde gestürzt, die Muslimbruderschaft verboten und als terroristische Vereinigung eingestuft. Insgesamt kann man feststellen: In vielen arabischen Staaten ist die Muslimbruderschaft, weil die wirkliche politische Opposition verboten ist, die eigentliche Opposition. Entsprechend kritisch schaut aber auch die Staatsführung in diesen Ländern auf die Organisation, kann aber nicht so repressiv reagieren, weil sie auf die „arabische Straße“, also die Grundstimmung in der Bevölkerung, Rücksicht nehmen muss.

In Deutschland gibt es ein großes Erschrecken über arabischen oder auch türkischen Antisemitismus, der sich in Folge des Hamas-Angriffes gezeigt hat. Wie soll hier reagiert werden?



Terrorismus-Experte Peter Neumann über den religiösen Kern der Ideologie der Hamas

VON SEBASTIAN SASSE

Das Phänomen ist ja nicht neu, es wurde auch schon in den vergangenen Jahren im Verfassungsschutzbericht erwähnt. Kaum jemand hat das beachtet. Jetzt erleben wir einen Wendepunkt. Künftiger werden die Sicherheitsbehörden sicher rigider vorgehen.

Welche Maßnahmen sollten in Deutschland nun getroffen werden?

Es ist richtig, wenn die Vereine, die der Hamas nahestehen oder sie unterstützen, verboten werden. Wie Bundeskanzler Scholz es ja für Samidoun angekündigt hat, jenes Netzwerk also, das nach dem Hamas-Angriff in Berlin-Neukölln Süßigkeiten verteilt hat. Und es sollte nicht bei diesem einen Fall bleiben, im Verfassungsschutzbericht werden auch noch andere Gruppen genannt, die ebenfalls verboten werden sollten. Allerdings ist auch klar: Organisationen kann man verbieten, aber die Menschen, die dort aktiv sind, bleiben ja. Der zweite Schritt: Die Aktivitäten im Netz müssen besser beobachtet und auch eingeschränkt werden. Hier gilt es, auch die Social Media-Konzerne in die Pflicht zu nehmen. Und schließlich: der Schutz von jüdischen und israelischen Einrichtungen. Das ist, wenn man so will, eine Art Lackmus-Test für die deutsche Gesellschaft. Hier geht es auch um die Religionsfreiheit. Wenn etwa ein Jude, der sich auf dem Weg zur Synagoge nicht mehr sicher fühlt, dann lieber zuhause bleibt, wird die praktische Religionsfreiheit infrage gestellt.



Zur Person:
Peter R. Neumann, 1974 in Würzburg geboren, ist Terrorismus-Experte. Er ist Senior Fellow am International Centre for the Study of Radicalisation am King's College in London, dessen Direktor er bis 2018 war. Neumann gehörte im letzten Bundestagswahlkampf zum „Zukunftsteam“ von CDU-Kanzlerkandidat Armin Laschet und war dort für Sicherheitspolitik zuständig.

Mehr Geld für Vorbeugung

Experten fordern mindestens 20 Millionen für Suizid-Prävention **VON STEFAN REHDER**

Bis zur Sommerpause wollte der Deutsche Bundestag der vom Bundesverfassungsgericht im Februar 2020 für nichtig erklärten rechtlichen Regelung der Suizidhilfe (vormals § 217 StGB) eine neue juristische Gestalt geben. Bei der entscheidenden Abstimmung Anfang Juli sollten sich die Abgeordneten ohne den sonst üblichen Fraktionszwang zwischen zwei Gesetzesentwürfen entscheiden. Dass am Ende keiner der beiden Gesetzesvorlagen die erforderliche Mehrheit errang, wurde von zahlreichen Experten, angefangen bei der Bundesärztekammer über diverse medizinische Fachgesellschaften bis hin zu Patientenschutzern und Lebensrechtlern ausdrücklich begrüßt. Nach dem Motto: Besser kein Gesetz beschließen als ein schlechtes. Nahezu geschlossen stimmten die Abgeordneten jedoch für einen Antrag, der den Titel „Suizidprävention stärken“ (Bundestagsdrucksache 20/7630) trägt.

In ihm fordert das Parlament die Bundesregierung unter anderem auf, dem Bundestag bis zum 31. Januar 2024 „ein Konzept vorzulegen, wie zeitnah – zum Beispiel mit Mitteln des Nationalen Präventionsplans – bestehende Strukturen und Angebote der Suizidprävention unterstützt werden können“. Ferner wird die Bundesregierung aufgefordert, bis zum 30. Juni 2024 dem Bundestag „einen Gesetzentwurf und eine Strategie“ zur Suizidprävention vorzulegen, mit denen „die Maßnahmen und Akteure koordiniert und eine dauerhafte sowie zeitnahe Umsetzung sichergestellt werden“.

Doch nun schlagen die in der Suizidprävention tätigen Organisationen Alarm. Der Grund: In diesen Tagen wird der Bundeshaushalt 2024 verhandelt. Bisher seien jedoch in dessen Entwurf keine Mittel für die Suizidprävention eingestellt, klagte der Leiter des Nationalen Suizidpräventionsprogramms (NaSPro), Reinhard Lindner, am Dienstag auf einer Zoom-Presskonferenz. Gemeinsam mit der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention (DGS), der Deutschen Akademie für Suizidprävention (DASP) und Anbietern niederschwelliger Suizidpräventionsangebote wie der Telefonseelsorge Deutschland, fordert die NaSPro im kommenden Jahr mindestens 20 Millionen Euro für die Suizidprävention bereitzustellen. 20 Millionen Euro klingt nach viel Geld. Ist es aber nicht. Denn in

Deutschland begehen jährlich rund 100 000 Menschen einen Suizidversuch. Mehr als 9 000 von ihnen enden tödlich. Damit sterben in Deutschland Jahr für Jahr mehr Menschen durch die eigene Hand als jeweils im Straßenverkehr, durch Schusswaffen und den Konsum illegaler Drogen, wenn man alles zusammennimmt.

Weit mehr als 90 Prozent der Menschen, die einen Suizidversuch überleben, unternehmen jedoch keinen weiteren. Darauf wies der CDU-Bundesabgeordnete Michael Brand bei einer Podiumsdiskussion in der Aula der Theologischen Fakultät Fulda am vergangenen Samstag hin. Die Veranstaltung stand unter der Überschrift: „Assistierter Suizid und Suizidprävention – individuelle Autonomie und gesellschaftliche Perspektiven“. Die nicht wiederholten Suizidversuche könnten nicht als „Ausdruck von Autonomie“ betrachtet werden, sondern müssten vielmehr als „Hilferufe“ verstanden werden, so Brand. Deshalb sei es wichtig, dass Menschen, die sich mit Suizidgedanken trügen, darüber sprechen könnten. Brand forderte eine „Enttabuisierung und Entstigmatisierung“ des Sprechens über Suizidgedanken. Der Vorsitzende der Arbeitsgruppe für Menschenrechte und Humanitäre Hilfe der CDU/CSU-Bundestagsfraktion ist einer der Autoren jenes Gesetzentwurfes, den der Bundestag 2015 mit breiter Mehrheit beschlossen hatte und den der Zweite Senat des Bundesverfassungsgerichts mit seinem heftig umstrittenen Urteil fünf Jahre später für verfassungswidrig erklärt hatte. Brand sprach denn auch von einem „krassen Urteil“, das

Experten überrascht hätte und in dem die „Autonomie überbetont“ worden sei. In ihrem Urteil hätten die Karlsruher Richter „Menschenwürde“ und „Wille“ gewissermaßen „gleichgesetzt“, kritisierte auch der Würzburger Richter und Medizinrechtsexperte Rainer Beckmann in Fulda. Im Grundgesetz stehe jedoch nicht, „der Wille des Menschen ist unantastbar“, sondern: „die Würde des Menschen ist unantastbar“. Würde käme auch Personen zu, die nicht in der Lage seien, einen freien Willen zu bilden. Außerdem könne sich der Wille „auf alle möglichen Dinge“ richten, gute wie schlechte. Beckmann: „Ich halte die Herleitung der Menschenwürde aus dem freien Willen, so wie das Bundesverfassungsgericht das gemacht hat, für absurd.“

In seiner Einführung hatte Kai Witzel, nachdem er die Anwesenden im Namen des Rektors der Fakultät, Professor Cornelius Roth, und des Fuldaer Bischofs, Michael Geber, begrüßte, darauf hingewiesen, dass es nicht allein die Suizidenten seien, die bei Suiziden und Suizidversuchen Schaden nähmen. „Jeder Mensch, der sich das Leben nimmt, hinterlässt durchschnittlich 135 betroffene Personen“, verdeutlichte Witzel die Tragweite des Problems für die Gesamtgesellschaft.

Natürlich wollte „Die Tagespost“ wissen, warum dennoch im Entwurf des Bundeshaushalts bisher kein Geld für die Suizidprävention vorgesehen wurde, und stellte eine entsprechende Anfrage an das zuständige Bundesgesundheitsministerium. Das ließ die Anfrage bis zum Redaktionsschluss unbeantwortet.



Nahmen an der Podiumsdiskussion teil: CDU-Menschenrechtspolitiker Michael Brand (l.) und die ALFA-Vorsitzende Cornelia Kaminski (r.).

Tod eines Top-Juristen

Ein Mann starb, die Kontroverse lebt weiter. Der tragische Tod eines österreichischen Spitzenbeamten führt wohl nicht zum Umdenken

VON STEPHAN BAIER

Gibt es an der Spitze des Staates, in der Politik und der mit ihr so untrennbar verwobenen Welt des Journalismus so etwas wie eine Ethik des Umgangs miteinander? Diese Frage stellt sich nun in Österreich angesichts des Suizids eines der prominentesten Protagonisten der innenpolitischen Kontroversen noch einmal verschärft.

In der Nacht auf Freitag nahm sich ein Spitzenbeamter des Justizministeriums, der 60-jährige Christian Pilnacek, das Leben. Dass der hochbegabte Jurist polarisierte, würde in Österreich weder Freund noch Feind bestreiten. Gestritten werden aber muss offenbar darüber, warum eine von unterschiedlichen Seiten angeheizte Polarisierung tödlich enden musste.

Christian Pilnacek war über Jahrzehnte eine Schlüsselfigur im Justizministerium, egal ob Sektionschef oder Generalsekretär. Und der praktizierende Katholik, der sonntags häufig im Grazer Dom anzutreffen war, war als wortmächtiger, fachlich versierter „homo politicus“ zweifellos unter mehreren Justizministern der eigentlich starke Mann dieses Ministeriums – und zwar dezidiert als Mann der „schwarzen Reichshälfte“. Mit der grünen Justizministerin Alma Zadić musste es geradezu krachen. Sie versuchte, den Machtbewussten zu entmachten. Als sie Babypause einlegte, nutzte Vizekanzler und Grünen-Chef Werner Kogler vor zweieinhalb Jahren die Gelegenheit, Pilnacek zu suspendieren. Inhaltlich ging es um den Vorwurf des Verrats von Amtsgeheimnissen und des Eingriffs in ein Ermittlungsverfahren, tatsächlich wohl auch darum, das Justizministerium aus dem eisernen schwarzen Griff zu befreien. Später wurde der Beschuldigte in einem Verfahren, in dem es um die Weitergabe von Informationen ging, rechtskräftig freigesprochen, andere Verfahren liefen weiter.

Als am Donnerstagabend bekannt wurde, dass Pilnacek zunächst alkoholisiert in eine Polizeikontrolle geriet, so den Führerschein verlor und später tot aufgefunden wurde, zeigten sich lagerübergreifend Politiker wie



Auch Ex-Kanzler Sebastian Kurz meldete sich zu Wort. Foto: dpa

Medien betroffen. Ausführlicher wurde Ex-Bundeschancellor Sebastian Kurz, der in sozialen Medien von einer „menschlichen Tragödie, die so nie hätte passieren dürfen“ schrieb. Kurz analysierte: „Die Auseinandersetzungen innerhalb der Justiz wurden immer brutaler und sind in eine Schlacht ausgeartet, in der er persönlich und seine Arbeit unter anderem durch die Veröffentlichung privater Nachrichten diskreditiert wurde.“ Er, Kurz, habe miterlebt, „wie mit ihm umgegangen wurde und was das mit ihm gemacht hat“. Und weiter: „Obwohl wir uns in Österreich gerne dafür rühmen, ein entwickelter Rechtsstaat zu sein, der die Menschenrechte hochhält, werden manche so behandelt, als lebten wir noch im Mittelalter, wo Menschen an den Pranger gestellt und öffentlich gedemütigt werden.“

Meinte Kurz, der gerade wegen eigenen und fremden Chats vor Gericht steht, da noch Pilnacek oder schon sich selbst? „Der Standard“, der gewiss alles andere als der „schwarzen Reichshälfte“ zuzuordnen ist, attackiert nun Kurz: Man könne doch auch „Betroffenheit und Beileid bekunden, ohne eilends nach einer Möglichkeit zu greifen, sich als Opfer des Rechtsstaates zu inszenieren“. Und „für alle“ stellt die linksliberale Tageszeitung klar, man solle „den Tod eines Menschen auch nicht dafür missbrauchen, um über andere mit Vorwürfen, Hass oder sogar Drohungen herzufallen“. Aber vielleicht, um über den politischen und medialen Umgangsstil und das Recht auf Privatsphäre nachzudenken?

ZEITENWENDE

Land der Dichter und Denker?



Viele Schüler verstehen nicht, was sie lesen. Das ist ein verheerender Befund für eine vermeintliche Kulturnation

VON ANNA BINETA DÏOUF

Rund 23 Prozent der Neuntklässler in Sachsen verfehlen im Fach Deutsch den Mindeststandard im Lesen. Dies ergibt die neue Studie des Instituts zur Qualitätsentwicklung im Bildungswesen. Damit sind Sachsens Schüler nicht nur Spitzenreiter in Sachen Leseverstehen; das Bundesland ist auch das einzige, in dem weniger als ein Viertel der Schüler den Mindeststandard nicht erreichen: Deutschlandweit liegt der Wert bei über 32 Prozent, den Optimalstandard erreichen lediglich 3,9 Prozent der Schüler. Das bedeutet: Fast ein Drittel der Neuntklässler in Deutschland ist nicht dazu in der Lage, ein Mindestmaß an Informationen aus einem literarischen Text zu filtern, Bezüge zwischen Textteilen herzustellen und aus dem Text ersichtliche Sachverhalte herauszuarbeiten. Ein niederschmetterndes Ergebnis auf vielen Ebenen: Heutzutage ist jeder, der über

einen Social-Media-Account verfügt, an der Verbreitung von Information beteiligt. Die Identifikation von Fake News und Halbwahrheiten, die Unterscheidung zwischen Bericht und Meinung wird immer schwieriger und verlangt nach der Fähigkeit, Sprache analysieren zu können. Wie sollen Gemeinwesen, Gesellschaft und Demokratie funktionieren, wenn ein großer Teil der Menschen daran nicht kompetent teilhaben kann? Und da geht es nicht nur um Sachinformation und fachliche Bildung. Auch für die Verbalisierung von Gefühlen oder die Einübung in Empathie spielen das Heraushören von Zwischentönen, die Wahrnehmung von Bedeutungsebenen und so weiter eine wichtige Rolle. Es droht eine ideelle, intellektuelle und emotionale Verarmung und Verwahrlosung, die sich eine Kulturnation im 21. Jahrhundert nicht leisten kann.

Ganz profan betrachtet ist dies auch ein wirtschaftliches Problem: Des Deutschen nicht mächtige Jugendliche werden zu jungen Erwachsenen, die auf dem Arbeitsmarkt nur eingeschränkt bestehen können. Für eine Nation, die einst als „Land der Dichter und Denker“ bezeichnet wurde, ist ein solches Ergebnis indiskutabel, und müsste zu einem Aufschrei führen. Alle Förderung der MINT-Fächer, alle Bemühungen, digitale Kompetenz zu erhöhen, sind nachrangig gegenüber jenen grundlegenden Fähigkeiten, die den Erwerb aller anderen Kompetenzen überhaupt erst ermöglichen: Lesen und Zuhören. Natürlich liegt es nahe, diese Ergebnisse als Pandemiefolge zu verbuchen. Das wäre fatal. Schon laut der IQB-Studie von 2015 scheiterten immerhin fast ein Viertel der Schüler am Mindeststandard. Auch dies war bereits ein katastrophales Ergeb-

nis, wenn auch der neuerliche Rückgang signifikant ist. Das deutsche Bildungssystem ist unfähig, Schüler mit Kompetenzen auszustatten, insbesondere, wenn diese arm sind oder einen Migrationshintergrund haben – oder, wenn ihre Eltern keine Zeit haben, sie zeitintensiv parallel zu fördern. Das ist peinlich, hält der Staat doch zugleich eisern an seinem Bildungsmonopol fest und erschwert privaten Initiativen die Gründung von Schulen. Ja, wie jüngst in Baden-Württemberg geschehen, zwingt er gar nachweislich erfolgreiche Schulprojekte zur Schließung. Solche Entscheidungen erscheinen angesichts der IQB-Studie in einem zweifelhaften Licht: In Deutschland gibt es derzeit gesellschaftspolitische Baustellen, wohin man blickt. Dennoch muss Bildungspolitik priorisiert werden – die Zukunft unseres Landes hängt davon ab.





Olaf Scholz

VON JAKOB RANKE

32 Prozent Zustimmung genießt seine Regierung in Umfragen noch, „die schlechteste in der Geschichte“ der Bundesrepublik, wie eine prominente linke Politikerin kürzlich befand, die deshalb gar die Gründung einer neuen Partei vorantreibt. Tatsächlich ist der Bundeskanzler vordergründig auf dem Tiefpunkt seiner bisherigen Regierungszeit angekommen. Die rekordverdächtig miesen Umfragewerte spiegeln die berechtigte Angst der Bürger vor wirtschaftlichem Niedergang, den Folgen unkontrollierter Migration und weltpolitischem Chaos. Heißt es also „Game Over“ für den nüchternen Hanseaten, der seit seiner Amtseinführung 2021 eher als blasser Moderator im Dauerstreit zwischen Grünen und FDP denn als starke Führungspersönlichkeit auftrat? Die zurückliegenden Landtagswahlen haben allen Ampelpolitikern durch herbe Verluste deutlich gemacht, dass bei Neuwahlen Arbeitslosigkeit droht. Einzige Alternative ist also die Flucht nach vorne. Und Scholz scheint die Gunst der Stunde nutzen zu wollen.

Leiser Analytiker mit Comeback-Qualitäten

Spätestens seit der Terrorattacke der Hamas, die auch hierzulande ein Schlaglicht auf Probleme der Zuwanderung geworfen hat, hat der Kanzler erkannt, dass der Befreiungsschlag in einer Art Migrationswende liegen muss. Sätze wie „wir müssen endlich im großen Stil abschieben“ verkauft Scholz im Interview mit dem „Spiegel“ zwar als Kontinuität, doch in Wahrheit wären sie noch vor wenigen Wochen undenkbar gewesen. Jetzt hingegen hält die eigene Partei ebenso still wie die Grünen, die gerade fürchten müssen, sich bei mangelnder Kompromissfähigkeit in Hessen künftig in der Opposition wiederzufinden. Und auch auf Bundesebene deutete Scholz mit seinem „Deutschlandpakt“-Flirt mit CDU-Chef Merz an, dass Habeck & Co. nicht unersetzlich sind. Es weist also einiges darauf hin, dass der analytische Leisetreter Scholz es dem polterigen Basta-Kanzler Schröder gleichtut, der eine Politik der ruhigen Hand gegen eine entschiedene Agenda eintauschte, um die Versäumnisse seines CDU-Vorgängers zu korrigieren. Wenn es Scholz mit seiner nun erhöhten politischen Beinfreiheit gelingt, Migration und innere Sicherheit unter Kontrolle zu bringen, nach außen eine klare Linie zu fahren, und eventuell sogar den wirtschaftlichen Absturz abzufangen, kann er noch als großer Kanzler in die Geschichte eingehen. Als einer, dem man Cum-Ex-Gedächtnislücken ebenso wenig nachtragen wird wie die zögerliche Figur, die er im Ukrainekrieg abgab. Dass Scholz über Comeback-Qualitäten verfügt, bewies er nicht zuletzt, als er, schmähhlicher Verlierer im Kampf um den SPD-Vorsitz, gegen jede Wahrscheinlichkeit noch Kanzler wurde.

„Sich in die Schuhe des Anderen stellen“

Ex-Bundesaußenminister Sigmar Gabriel warnt, die Hamas dürfe nicht die Möglichkeit haben, sich als alleinige Vertreterin der palästinensischen Interessen zu verkaufen

VON SEBASTIAN SASSE

Herr Gabriel, Sie engagieren sich schon seit vielen Jahren für einen Kibbuz und eine Initiative, die sich die Verständigung zwischen jüdischen und arabischen Kindern und Jugendlichen zum Ziel gesetzt hat. Was ist das für ein Projekt und was ist Ihre Motivation?

Ich habe vor vielen Jahren ein Projekt der israelischen Kibbuz-Bewegung kennengelernt, dass den Namen trug „children teaching children“. Bei dem Projekt wurden jüdische und arabische Kinder aus Israel über zwei Jahre zusammengebracht. Nicht, um den Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern zu lösen, denn das können Kinder natürlich nicht. Aber mit diesem Konflikt ohne Gewalt leben zu lernen. Sie müssen sich vorstellen, dass allein die Idee, dass sich in Israel palästinensische und jüdische Kinder begegnen, damals und wohl leider heute noch mehr eine revolutionäre Idee war. In ihren Schulen und Elternhäusern haben jüdische und arabische Israelis das genaue Gegenteil über die Entstehungsgeschichte ihres Landes gehört. Im Alltag und vor allem im Privatleben gibt es praktisch keine Begegnungen, obwohl wir hier über Staatsbürger eines Landes sprechen. Beim Kennenlernen dieses Projektes bin ich auf Danny Wieler gestoßen, einen gebürtigen Schweizer, der in der Kibbuz-Bewegung engagiert ist. Danny Wieler lebte damals wie heute im Kibbuz Magen direkt am Gaza-Streifen und war natürlich jetzt ebenfalls betroffen vom Terror der Hamas. Wieler hat im Sechstage-Krieg gekämpft, war also sozusagen an der vordersten Front des Kampfes um die Sicherheit des jungen jüdischen Staates Er gehörte aber auch zu jenen ehemaligen Soldatinnen und Soldaten, die früh vor einem dauerhaften Besatzungsstatus der palästinensischen Gebiete durch die israelische Armee gewarnt haben. Gemeinsam haben wir damals Geld für dieses Projekt gesammelt, weil immer, wenn eine Regierung wie die von Benjamin Netanjahu eine Mehrheit im israelischen Parlament hatte, wurden die Projektgelder für „Children teaching Children“ gestrichen. Aber wir haben damals von Niedersachsen aus zusammen mit Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz das Projekt unterstützt. Und so ist die Verbindung geblieben.

Wie nehmen Sie die öffentliche Debatte in Deutschland über den Angriff der Hamas auf Israel und dessen Folgen wahr?

Für uns Deutsche kann es gar nicht anders sein, dass wir an der Seite Israels stehen und auch das Recht auf Selbstverteidigung gegen solche Terrorbanden wie die Hamas verteidigen. Meine Sorge ist allerdings, dass wir dabei der Hamas indirekt einen psychologischen Sieg erlauben: Wir lassen zu, dass sich die Hamas als Vertreterin palästinensischer Interessen darstellt, obwohl sie das gar nicht ist. Die Hamas tritt nicht für die sogenannte „Zweistaaten-Lösung“ ein, also einen jüdischen und einen palästinensischen Staat, sondern sie will Israel von der Landkarte radieren und jeden Juden töten. Da wir aber wegen der abscheulichen Gewalt gegen die Israelis derzeit nicht wagen, auf die tiefer liegenden Konflikte in Palästina hinzuweisen, spricht nur die Hamas davon und erhält nicht nur auf den Straßen der arabischen Nachbarstaaten Unterstützung, sondern weltweit unter Muslimen. Wenn wir diese Pseudo-Identifizierung der Hamas mit der Sache der Palästinenser entmystifizieren wollen, dann müssen wir neben der Solidarität mit Israel auch dieses Thema wieder selbst auf die internationale Tagesordnung setzen. Wir müssen verhindern, dass jeder, der auf diesen langen



Ob als Bundesaußenminister, Vizekanzler oder SPD-Chef: Sigmar Gabriel prägte die deutsche Politik. Foto: Tagespost/Otto

Schatten hinweist, den der Nahost-Konflikts aus der Vergangenheit der letzten mehr als 70 Jahre bis auf die Gegenwart wirft, sofort als „Relativierer“ des Terrors der Hamas verurteilt wird. Wie schwierig das ist, zeigt sich gerade am Beispiel des FC Bayern: Ein Spieler vom FC Bayern, der Marokkaner Noussair Mazraoui, hat in den sozialen Netzwerken einen Pro-Palästina-Post abgesetzt, den man auch als Unterstützung des Terrors der Hamas werten kann. Es ist offenbar ungeheuer schwer für ihn, sich hier klar zu distanzieren. So geht es vielen arabischstämmigen Menschen, nicht nur in Deutschland. Der FC Bayern kann diesen Spieler im Zweifel entlassen, aber ganz ehrlich: damit ist das Problem ja nicht aus der Welt. Wenn wir den offenen oder versteckten Antisemitismus unter arabischstämmigen oder muslimischen Bürgern in Deutschland bekämpfen wollen – und ich hoffe, wir wollen das wirklich –, dann müssen wir zuerst versuchen zu verstehen, warum sie so völlig anders über den Nahost-Konflikt denken wie wir. Erst wenn uns das gelingt, können wir Wege finden, die Hamas und das Ansinnen der Palästinenser wieder voneinander zu trennen. Und dass die Hamas die Interessen der Palästinenser nicht vertritt, zeigt schon, wie viele Unschuldige in Gaza jetzt wegen des Terrorangriffs der Hamas sterben. Ein Berater des Königs von Saudi-Arabien hat in diesen Tagen gesagt: „Dieser Krieg kennt keine Helden, sondern nur unschuldige Opfer.“

Über welche Probleme müsste denn aus Ihrer Sicht in diesem Zusammenhang diskutiert werden?

Irgendwann wird der Zorn und die militärische Auseinandersetzung zum Stillstand kommen. Und wir müssen überlegen, wie wird es nach diesem Tag X in der Region weitergehen. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir wieder einen internationalen Prozess brauchen, bei dem sowohl die Sicherheit Israels auf der Tagesordnung stehen muss wie auch ein unabhängiger und lebensfähiger Palästinenserstaat. Insbesondere die arabischen Nachbarstaaten Israels werden dabei mehr Verantwortung übernehmen müssen, als sie es in der Vergangenheit getan haben.

Und was wünschen Sie sich für die deutsche Debattenkultur?

Wir müssen wieder etwas lernen, was zwei deutsche Staatsmänner ausgezeichnet hat: Gustav Stresemann in der Verständigung mit Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg und Willy Brandt bei seiner Neuen Ostpolitik. Beide hatten die Fähigkeit, sich in die Schuhe des Anderen zu stellen. Das heißt in der Konsequenz nicht, dass man macht, was dieser Andere will. Aber es geht darum zu verstehen, warum der so tickt wie er tickt. Und auf dieser Basis kann man dann den eigenen politischen Spielraum abstecken. Das haben wir aber verlernt. Wir gehen nur noch Normen einfordern durch die Welt. Wir wollen jedem vorschreiben, wie er zu denken hat und was er tun soll. Das funktioniert so nicht. Noch mal zu Brandt: Der wollte wissen, warum die Polen und die Russen so denken, wie sie denken und was sie wollen. Dabei war übrigens immer klar, dass er fest im westlichen Verteidigungsbündnis verankert ist. Das wusste auch die andere Seite, sonst hätten die Sowjets mit ihm Pingpong gespielt. Kurz: Man braucht eine klare Position und gleichzeitig muss die Bereitschaft da sein, verstehen zu wollen.

Sie sind Präsident der „Atlantik-Brücke“, des wichtigsten transatlantischen Netzwerkes in Deutschland. Haben Sie das Gefühl, dass jetzt durch den Angriff auf Israel, aber vorher auch schon wegen des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine weltweit das Gefühl dafür zugenommen hat, was den „freien Westen“ ausmacht?

Da wäre ich vorsichtig. Der „Westen“ ist für uns ja keine geographische Richtung, sondern er steht für uns für eine bestimmte Rechts- und Werteordnung. Er steht für den Universalismus, für die Vorstellung, dass jeder Mensch auf der Welt mit seiner Geburt die gleichen Freiheits- und Grundrechte hat. Im globalen Süden wird das Stichwort „Westen“ aber ganz anders wahrgenommen. Dort steht dieser Begriff als Synonym für die alten Kolonialstaaten. Nicht nur China, sondern auch Indien, Lateinamerika und Afrika wollen sich nicht länger vom „Westen“ führen lassen. Die Länder des globalen Südens treten mit einem eigenen

Selbstbewusstsein auf. Das sollte uns keine Angst machen, sondern es hat erst einmal etwas von Normalität an sich. Das Gute ist, dass die weit überwiegende Zahl dieser Länder sich auch nicht von China und schon gar nicht von Russland führen lassen will. Es gibt also für uns Europäer viele Möglichkeiten, unser Verhältnis zum globalen Süden auf neue und tragfähige Füße zu stellen.

Wir erleben eine Form von Antisemitismus, die vorher schon bekannt war, aber doch die Öffentlichkeit erkennbar verunsichert. Er geht von Menschen mit arabischen oder auch türkischen Wurzeln aus. Wie soll mit damit umgegangen werden?

Von jungen Türken hört man seit Jahren: „Was haben wir mit Auschwitz zu tun?“ Und ich habe schon im Zusammenhang mit der Flüchtlingsfrage darauf hingewiesen: Viele der Syrer und Afghanen, die zu uns kommen, haben eine bestimmte Form des Antisemitismus quasi mit der Muttermilch aufgesogen. Es war doch klar, dass diese Flüchtlinge nicht allein durch den Eintritt in das Staatsgebiet der Bundesrepublik Deutschland automatisch zu Verfassungspatrioten werden. Wir haben leider nicht nur in der Frage versagt, die Zuwanderung nach Deutschland zu steuern und zu begrenzen, sondern auch in der Integration derjenigen, die zu uns gekommen sind. Deshalb halte ich es für richtig, auf der einen Seite deutlich stärker die Migration nach Deutschland zu begrenzen. Dafür werden wir Abkommen mit den Herkunftsländern brauchen, damit dort bereits die Grenzen besser geschützt werden und Menschen, die bei uns kein Aufenthaltsrecht haben, auch dorthin zurückgeführt werden können. Und wir müssen weit mehr in die Integration investieren. Und das heißt vor allem in die Sprachkenntnis. Als ich vor vielen Jahren als Deutschlehrer Deutsch für Ausländer unterrichtet habe, hatten wir dafür neun bis zwölf Monate Zeit, um an fünf Tagen in der Woche bis zu sieben Stunden täglich Deutsch zu unterrichten. Natürlich nicht nur im Klassenraum, sondern auch beim Sport oder beim Einkaufen. Bezahlt wurde das vom Arbeitsamt. Heute reden wir über Kurse, die ein paar Wochen dauern. Was soll dabei herauskommen?

Schwerter zu Grenzzäunen

In den USA wächst der Widerstand gegen Waffenlieferungen an die Ukraine.
Wahlkampf, Nahost-Konflikt und Einwanderungsdebatte tragen zum Stimmungsumschwung bei **VON MARKUS GÜNTHER**

Warum gibt es so viele amerikanische Politiker in beiden Parteien, die sich hundertmal mehr für die ukrainischen Grenzen interessieren als für die amerikanische Grenze? Es war nur ein rasch hingeworfener Satz und das auf der Plattform X, vormals Twitter, wo sich stets alle Meinungen finden und das jeweilige Gegenteil auch, wo die Debatten kurzatmig sind und die Übertreibungen himmelschreiend. Doch hier twitterte nicht irgendwer, sondern Elon Musk selbst, Eigentümer der Plattform X, Tesla-Erfinder und einer der reichsten Männer der Welt. Und wichtiger noch: Musk ist zunehmend eine politische Kraft und Stimme in den USA, von den einen als unerschrockener Freigeist bewundert, von anderen als politischer Naivling gescholten, der sich ständig in Dinge einmischt, von denen er nichts versteht. So oder so, wenn er sich äußert, hat er mit 160 Millionen Beobachtern seines Kanals ein größeres Publikum als jeder amerikanische Politiker.



Die US-Debatte um sichere Grenzen zu Mexiko wird mit den Konflikten in der Ukraine und in Nahost vermischt. Foto: dpa

Elon Musk spricht aus, was viele denken

Und immer häufiger greift Musk in gesellschaftliche Debatten ein – mit Worten, aber auch mit Symbolhandlungen. Vor wenigen Wochen reiste er an die amerikanisch-mexikanische Grenze und ließ sich staatsmännisch im Gespräch mit Grenzschützern filmen, die ihm vom verzweiferten Kampf gegen die illegale Einwanderung erzählten. Dann verknüpfte er in Wort und Bild die Migrationskrise mit dem Ukraine-Krieg: Sollte das Geld, das an die Ukraine fließt, nicht besser für einen Grenzzaun ausgegeben werden, nachdem in diesem Jahr 2,8 Millionen illegale Einwanderer aus Mexiko gekommen sind? Das mag man unsachlich finden. Doch Musk ist längst nicht der einzige, der nach anderthalb Jahren Krieg immer skeptischer ist, wie viel Geld und Waffen die USA in die Ukraine schicken sollen, ob ein militärischer Sieg gegen Russland realistisch ist und wie ein Ende des Konflikts aussehen könnte.

Lange Zeit war die amerikanische Unterstützung für die Ukraine parteiübergreifend stabil und auch in der breiten Bevölkerung weitgehend unumstritten. Gelb-blaue Fahnen standen in den Vorgärten, Wolodymyr Selenskyj wurde bei jedem Besuch in Washington bejubelt. Etwa zwei Drittel der Amerikaner waren zu Beginn des Krieges im Februar 2022 einverstanden mit Waf-

fenlieferungen und finanzieller Hilfe. Ein Jahr später, im Frühjahr 2023, maß das Gallup-Institut noch ein fast unverändertes Stimmungsbild. Doch seither, so zeigen Umfragen, macht sich Kriegsmüdigkeit breit, und die Unterstützung bröckelt ab. Zwischen 46 und 50 Prozent der Amerikaner, so die Meinungsforscher, sind für weitere Waffenlieferungen. Unter Anhängern der Republikaner sind es nur noch 35 Prozent. Und viel deutet darauf hin, dass der Widerstand weiter wachsen wird.

In Regierung und Parlament sieht es freilich – noch – anders aus. Nachdem die USA die Ukraine bislang mit gut 75 Milliarden Dollar unterstützt haben (davon 61 Milliarden Dollar für Waffen), will die Biden-Regierung jetzt ein neues Hilfspaket von über 60 Milliarden Dollar durch den Kongress bringen. Unter Abgeordneten und Senatoren beider Parteien kann Biden auf Zustimmung zählen. Der republikanische Fraktionschef im Senat, Mitch McConnell, hat dem Präsidenten die Unterstützung seiner Partei zugesagt und die Hilfe für die Ukraine „die höchste Priorität amerikanischer Politik“ genannt. Präsident und Oppositionsführer ziehen mithin an einem Strang. Der Rest müsste Formsache sein.

Doch so einfach, wie es klingt, ist es nicht. Eine Minderheit von Republikanern hat es bislang geschafft, die entsprechenden Be-

schlüsse im Kongress zu verhindern. Ihre Motive sind unterschiedlich. Manche sehen sich als Verbündete des früheren Präsidenten Trump, der die Militärhilfe von Anfang an abgelehnt hat und Biden vorwirft, einen dritten Weltkrieg zu riskieren. Andere hören den Protest der Basis, schauen auf die Umfragen und denken an die nächsten Wahlen. Wieder andere fürchten, dass sich der Krieg in der Ukraine finanziell als Fass ohne Boden erweist und militärisch als aussichtslos. Und schließlich ist die amerikanische Haushaltslage so angespannt, dass das Geld an anderer Stelle fehlen wird. „Wir können die Renten kaum noch bezahlen. Wenn unsere Parteiführung trotzdem ein anderes Land zu Lasten unserer eigenen Landsleute finanzieren will, dann ist das verantwortungsloser Starrsinn“, schimpft der republikanische Senator Rand Paul, der nicht zu den Trumpisten, sondern zum libertären Flügel der Partei gehört.

Republikaner stellen sich gegen Republikaner

Ihm stehen vor allem altgediente Republikaner entgegen wie Mitt Romney, der frühere Vizepräsident Mike Pence und die frühere Botschafterin Nikki Haley. Haley und Pence fordern sogar, dass die USA bessere Waffen und Kampfflugzeuge in die Ukraine

schicken. „Wenn Russland in der Ukraine gewinnt“, so Pence, der ab Januar in den Vorwahlen als Präsidentschaftskandidat antritt, „wird Russland als nächstes ein NATO-Land angreifen, und dann müssen unsere eigenen Soldaten in den Krieg ziehen.“ Ein anderer Kandidat, der Unternehmer Vivek Ramaswamy, erwiderte darauf: „Genau mit dieser Einstellung hat man uns schon in Afghanistan und im Irak in den Krieg getrieben. Es geht wieder los.“

Diese konträren Sichtweisen bestimmen zunehmend den Vorwahlkampf. Die aussichtsreicheren Kandidaten, allen voran Donald Trump, aber auch Floridas Gouverneur Ron DeSantis und Ramaswamy, lehnen Waffenhilfe für die Ukraine ab. Sollte tatsächlich Donald Trump noch einmal Präsident werden – er führt derzeit haushoch in den republikanischen Vorwahlen und hätte gegen den zunehmend altersschwachen Joe Biden durchaus Chancen –, ist eine abrupte Wende der amerikanischen Ukraine-Politik vorprogrammiert. Stephen Miller, der Trump außenpolitisch berät und in einer zweiten Trump-Regierung ein herausragendes Amt bekommen dürfte, nimmt kein Blatt vor den Mund: „Ukraine ist einfach ein Stellvertreterkrieg gegen Russland, ein Stellvertreterkrieg gegen eine Nuklearmacht! Die Situation erfordert Diplomatie und Geschick, aber keine weiteren

Waffenlieferungen. Wir brauchen Friedensverhandlungen, um das Sterben zu beenden und eine Eskalation zu verhindern.“

Seit den Terrorangriffen der Hamas auf Israel Anfang Oktober hat sich die amerikanische Debatte um die Ukraine verändert. Während amerikanische Konservative im Fall Ukraine gespalten sind, herrscht Einigkeit in der Bündnistreue zu Israel. US-Präsident Biden versucht, sich die neu entstandene Lage zunutze zu machen, indem er die Waffenhilfe für die Ukraine und Hilfe für Israel in einem Gesetzespaket „für nationale Sicherheit“ zusammenfasst und auch noch eine kleine Summe für den Ausbau der eigenen Südgrenze hinzufügt, summa summarum 105 Milliarden Dollar – wobei für Israel nur 14 Milliarden vorgesehen sind. Ob er dadurch die Zustimmung der Opposition erzwingen kann, ist offen. Bislang erntet er harsche Kritik für das durchsichtige Manöver.

Basis: Israel- und Ukraine-hilfe voneinander trennen

„Es ist beschämend“, sagt beispielsweise J.D. Vance, 39 Jahre alter Senator des Staates Ohio, der als Autor des autobiographischen Bestsellers „Hillbilly Elegy“ und katholischer Konvertit eine vielbeachtete Stimme gerade unter katholischen Konservativen ist: „Biden benutzt tote israelische Kinder, um skeptischen Amerikanern seine katastrophale Ukraine-Politik unterzujubeln. Ekelhaft! Ukraine, Israel und unsere eigene Grenzsicherheit sind verschiedene Themen, die separat diskutiert werden müssen.“

Damit vertritt Vance zwar in der Parteiführung eine Minderheitenmeinung, doch er trifft die Stimmung an der Basis. Denn dort ist das Establishment der eigenen Partei äußerst unbeliebt. Anders als in Deutschland geben auf konservativer Seite in den USA heute vor allem Akteure außerhalb der Parteien und der institutionellen Politik die Richtung vor. Das sind Leute wie der Kommentator Tucker Carlson, der Intellektuelle Jordan Peterson, der Podcaster Joe Rogan, der jüdische Aktivist Ben Shapiro, die schwarze Journalistin Candace Owens, der Country-Sänger Oliver Anthony: So verschieden sie sind – sie alle warnen vor weiteren Waffenlieferungen an die Ukraine und sie alle erreichen mit ihren Mitteln ein Millionenpublikum. Und: Auf konservative Wähler haben sie mehr Einfluss als die republikanische Partei und etablierte Medien.

USA bekräftigen Unterstützung Israels

Die USA stehen in Wort und Tat eng an Israels Seite. Der Zwist der Kongress-Republikaner wird zunehmend zum Problem **VON MAXIMILIAN LUTZ**

Mehr als zwei Wochen nach den Terrorangriffen der radikalislamischen Hamas stehen die USA weiter eng an der Seite Israels – und bemühen sich gleichzeitig, die dramatische humanitäre Lage der Palästinenser im Gazastreifen nicht aus dem Blick zu verlieren. In einem Telefonat mit Israels Ministerpräsident Benjamin Netanjahu begrüßte Biden am vergangenen Sonntag, dass die ersten beiden Konvois mit Hilfslieferungen die ägyptische Grenze zum Gazastreifen passiert hätten. Nach Angaben des Weißen Hauses bekräftigte sowohl Biden wie auch Netanjahu, dass es nun einen beständigen Fluss an Hilfsgütern in den Gazastreifen geben werde. Zudem bedankte sich Biden beim israelischen Ministerpräsidenten dafür, auf die Freilassung zweier amerikanischer Geiseln aus den Händen der Hamas hingewirkt zu haben. Man wolle sich weiter dafür einsetzen, auch die übrigen Geiseln zu befreien.

Am selben Tag hatte sich der demokratische US-Präsident auch mit Papst Franzis-

kus am Telefon über die aktuelle Lage in Israel und Gaza ausgetauscht. Dem vatikanischen Presseamt zufolge habe das Gespräch etwa 20 Minuten gedauert und sei auf Initiative des Papstes zustande gekommen.

Zudem betonte Biden gemeinsam mit anderen führenden westlichen Staats- und Regierungschefs, weiterhin an der Seite Israels zu stehen. Der Erklärung schlossen sich auch Kanadas Premierminister Justin Trudeau, Bundeskanzler Olaf Scholz, Frankreichs Präsident Emmanuel Macron, der britische Premierminister Rishi Sunak sowie Italiens Ministerpräsidentin Giorgia Meloni an. Die westlichen Bündnispartner bekräftigten Israels Recht, sich „gegen Terrorismus zu verteidigen“. Gleichzeitig riefen sie das angegriffene Land dazu auf, das humanitäre Völkerrecht einzuhalten und den Schutz der Zivilbevölkerung zu gewährleisten.

Doch die USA beließen es in den vergangenen Tagen nicht nur bei Telefon-Diplo-

matie: So kündigte der amerikanische Verteidigungsminister Lloyd Austin am Wochenende an, Raketenabwehrsysteme ins östliche Mittelmeer zu verlegen. Präsident Biden indes forderte den US-Kongress auf, ein umfassendes Hilfspaket von über 105



Den Interimsprecher des Repräsentantenhauses, Patrick McHenry (Republikaner), zumindest temporär mit erweiterten Befugnissen auszustatten, scheiterte am Widerstand seiner Parteifreunde. Foto: IMAGO/Jack Gruber

Milliarden US-Dollar zu billigen, das unter anderem auch finanzielle Zuwendungen für Israel enthält.

In einer seltenen Ansprache aus dem Oval Office an die Nation hatte der 80-jährige Demokrat die US-Bürger zuvor auf das globale Engagement Amerikas eingeschworen. „Wenn Terroristen keinen Preis für ihren Terror zahlen, wenn Diktatoren keinen Preis für ihre Aggression zahlen, dann verursachen sie noch mehr Chaos, Tod und Zerstörung“, so Biden. Amerikanische Führungsstärke sei es, was die Welt zusammenhalte. Bevor Bidens milliarden schweres Hilfspaket den Kongress passieren kann, muss dessen untere Kammer jedoch zunächst ihren weiterhin vakanten Chefposten neu besetzen. Andernfalls kann das Repräsentantenhaus, das nun bereits seit mehr als drei Wochen ohne Sprecher ist, keine Gesetze verabschieden. Nachdem der von Trump-Republikanern favorisierte Kandidat Jim Jordan vergangene Woche in drei Wahlgängen scheiterte, zog er seine Kandi-

datur zurück. Das Rennen um den Sprecherposten begann damit quasi von Neuem. Auch eine überparteiliche Initiative von konsensorientierten demokratischen und republikanischen Abgeordneten, den Interims-Sprecher Patrick McHenry bis Ende des Jahres mit zusätzlichen Befugnissen auszustatten, um die Handlungsfähigkeit des Repräsentantenhauses zu gewährleisten, scheiterte letztlich an einigen republikanischen Vertretern.

Dass der wichtige Posten neu besetzt wird, ist angesichts der innen- wie außenpolitischen Krisen sehr dringend. Bereits Mitte November müssen die Abgeordneten einen neuen Haushalt verabschieden, nachdem sie sich Ende September nur auf einen Übergangshaushalt einigen konnten. Am Dienstag legten sich die Republikaner nach einigem Hin und Her auf Mike Johnson fest, einen Abgeordneten aus Louisiana, der zum Trump-Flügel der Partei gehört. Ob dieser die nötigen Stimmen erhielt, stand bei Redaktionsschluss noch nicht fest.



Auch Polens Staatspräsident Andrzej Duda machte bei den Parlamentswahlen von seinem Wahlrecht Gebrauch. Noch ist unklar, wen er mit der Regierungsbildung beauftragt. Foto: IMAGO/Jan Graczyński

Jetzt kommt es auf Duda an

Nach den Parlamentswahlen: Welchen Parteien erteilt der polnische Staatspräsident den Auftrag zur Regierungsbildung? **VON STEFAN MEETSCHEN**

Totgesagte leben länger. Für den langjährigen PiS-Vorsitzenden Jarosław Kaczyński ist diese Redewendung keine Phrase – er lebt sie vor. Denn: schon oft schien die politische Karriere des nationalkonservativen Juristen aus Warschau-Zoliborz, dem man trotz seiner zahlreichen Sticheleien in Richtung Bundesrepublik eine heimliche Verehrung für den umstrittenen deutschen Rechtsphilosophen Carl Schmitt nachsagt, beendet zu sein. Irgendwie rappelte sich der 74-Jährige aber immer wieder auf. Ob nach den Parlamentswahlen vom 15. Oktober noch einmal das Wunder der politischen Auferstehung Kaczyńskis zu bestaunen ist?

Vielleicht. Der von Kaczyński ins Amt gehievte polnische Präsident Andrzej Duda sprach zwar in dieser Woche mit allen Parteien, erfahrene Politikfische wie der frühere Ministerpräsident Leszek Miller (Lewica) gehen aber davon aus, dass Duda erstmal nicht die Oppositions-Koalition aus der liberalen Bürgerkoalition (KO), Drittem Weg (Trzecia Droga) und der vereinten Linken (Lewica), die zusammen die absolute Mehrheit der Stimmen erreichten, mit der Regierungsbildung beauftragen wird, sondern seine Herkunftspartei PiS, die mit 35,4 Prozent der Stimmen zwar als stärkste Partei aus der Wahl hervortrat, aber ohne Koalitionspartner keine Mehrheit besitzt. Mit einer PiS-Minderheitsregierung würde Duda aber den sowieso schon äußerst strapazierten gesellschaftlichen Frieden zerschlagen.

Was also dann? Auf Zeit spielen? Solange an der Macht bleiben wie möglich, um vielleicht noch hier und da an den politischen Stellschrauben zu drehen? Präsident Duda hat darin seine Übung. Direkt nach der Bekanntgabe der Ergebnisse der Parlamentswahlen ernannte er 72 neue Richter und Beisitzer an ordentlichen Gerichten und Verwaltungsgerichten, wie „TVN24“ berichtet. Aus Sicht von Experten ein verfassungswidriger Akt, weil die Nominierung in einem illegalen Rahmen stattfand.

Dudas Pate, Jarosław Kaczyński, hingegen versuchte in den vergangenen Tagen mit der seit längerem bewährten Methode der Denunziation den politischen Gegner und Gewinner zu beflecken. Statt die Wahl-

niederlage öffentlich einzuräumen, gestand er lediglich ein, „Fehler“ gemacht zu haben. Um gleich darauf den Anführer der zweitstärksten Oppositionspartei „Dritter Weg“ (Trzecia Droga), Szymon Holownia, zu verunglimpfen. So wie er es schon vor Jahrzehnten mit Donald Tusk veranstaltete, der von PiS als „deutscher Agent“ dargestellt wurde. Man müsse prüfen, woher das Geld für den Wahlkampf von Trzecia Droga gekommen sei, raunte Kaczyński nun mit väterlicher Sorge ins Mikro einer nationalistischen Zeitung. Aus Deutschland oder aus Russland? Womit mal wieder die alten Feindbilder genannt und beschworen wurden. Ungeachtet der Tatsache, dass die Bundesrepublik trotz manchmal unterschiedlicher Interessen seit Jahrzehnten ein Verbündeter Polens in der NATO und der EU ist. Doch das ignoriert Kaczyński so gut es geht, wie auch den Visegrád-Scherbhaufen seiner einstigen osteuropäischen Verbündeten. Ungarns Viktor Orban ist zu Putin übergelaufen. Der rechtspopulistische Wahlgewinner Robert Fico rückt die Slowakei näher an Moskau. Ex-Ministerpräsident Andrej Babiš in Tschechien hat weiter mit den Gerichten zu kämpfen.

Regiert bald eine „polnische Ampel“?

Im Fall einer Regierungsbildung des früheren Ministerpräsidenten Donald Tusk (Bürgerplattform) empfiehlt es sich aber ebenso, mit gedämpften Hoffnungen gen Osten zu schauen. Leicht wird das Regieren für den gebürtigen Kaschuben Tusk nämlich nicht werden. Die Interessen von drei Parteienbündnissen mit insgesamt neun Splitterparteien gilt es, sollte es dazu kommen, zu moderieren. Das erfordert – wie Bundeskanzler Olaf Scholz weiß – viel diplomatisches Geschick. Auch die geopolitische Lage mit dem Russland-Krieg, den Kosovo-Spannungen und dem Nahost-Konflikt ist alles andere als einfach. Besonders sensibel und dringend ist das Thema der EU-internen und externen Migrationsströme. Wird Tusk, der Angela Merkel einst nahe stand, die Politik der (relativ) offenen Grenzen fortsetzen oder sich dem veränderten Kurs anderer EU-Staaten anschlie-

ßen? Schon als Präsident des Europäischen Rates äußerte er dezente Kritik an Merkels damaligem Alleingang. Gespannt und etwas besorgt darf man aber auch sein, auf welche Politikerkollegen Tusk für seine bunte Regierungskoalition zurückgreifen kann. Tusks Parteikollege Radosław Sikorski, der bereits das Amt des Außenministers im früheren Kabinett Tusk bekleidete, wäre für dieses Amt aufgrund seiner internationalen Erfahrungen und intellektuellen Weitsicht ein ausgezeichnete Kandidat.

Unvergessen, wie er bereits vor über zehn Jahren die Bundesrepublik kameradschaftlich ermahnte, die potenzielle Bedrohung durch Russland ernst zu nehmen. Doch vielleicht pocht der charismatische Szymon Holownia, einst katholischer Journalist mit Engagement in Afrika, auf diesen Prestigeträchtigen Job? Ganz bestimmt wird der sehr selbstbewusst auftretende Holownia für Tusk kein einfacher Juniorpartner sein.

Sorgen kann man sich aber auch wegen eines Mannes machen, dem seit Jahren in den polnischen Medien enge Verbindungen zu der auch in kirchlichen Kreisen nicht unumstrittenen Personalprälatur Opus Dei nachgesagt werden: Roman Giertych. Einst Vorsitzender der rechtskatholischen Partei Liga Polnischer Familien (Liga Polskich Rodzin) und Bildungsminister im Kabinett des Ministerpräsidenten Jarosław Kaczyński 2006/2007, zog sich Giertych nach einigen verbalen und emotionalen Entgleisungen aus der Politik zurück, um als Anwalt zu arbeiten. Er wurde vor zehn Jahren – für viele überraschend – zum Anwalt Donald Tusks, als dieser mit seinem Sohn Michał wegen der „Amber Gold“-Investmentfond-Affäre in Bedrängnis geriet, bei welcher die PiS die Regierung Tusk rückwirkend kriminalisieren wollte – ohne Erfolg. Dann wurde es ruhiger um Giertych; in einer September-Ausgabe berichtet das Nachrichtenmagazin „Polityka“, Giertych habe sich zwei Jahre mit enormen Geldbeträgen in Italien aufgehalten. Nun ist er offensichtlich wieder zurück in Polen und in der polnischen Politik – als erfolgreicher Kandidat von Donald Tusks Bürgerplattform.

In der Stadt Kielce trat Giertych gegen Kaczyński an und schrieb im Wahlkampf auf seiner offiziellen „Facebook“-Seite zum

Konkurrenten PiS: „Wenn wir die Plage der Korruption, des Betrugs, des Diebstahls, der dreisten Verstöße gegen die Verfassung und der Lügen mit abscheulicher Propaganda, der Deckung der eigenen Leute, der Duldung krimineller Gruppen und vieler anderer Verbrechen dieser Regierung nicht ausmerzen, wird die Plage zurückkehren.“

Comeback für „katholisches Enfant terrible“

Und er ergänzt: „Meine Aufgabe, meine Verpflichtung und mein Schwur an Sie, liebe Wählerinnen und Wähler, ist, dass ich mir zum Ziel gesetzt habe, dafür zu sorgen,

dass die Pest nicht zurückkehrt. Ich bitte um Ihre Stimmen in möglichst großer Zahl, damit ich einen gesellschaftlichen Auftrag habe, diese Verpflichtung zu erfüllen.“ Rhetorisch ist Chesterton-Fan Giertych also immer noch der Alte – nur mit einer anderen politischen Orientierung versehen. Sollte Tusk tatsächlich Roman Giertych zu einem politischen Comeback verhelfen, würde er Teile seiner Anhängerschaft und der Koalitionspartner sicherlich verstören. Doch vielleicht hat Tusk, bekannt für seinen politischen Instinkt, auch eine andere Rolle für das katholische Enfant terrible der polnischen Politik vorgesehen. Bald weiß man mehr, wenn vielleicht auch nicht alles.

Anzeige



radio horeb
Leben mit Gott



Sankt
Lukas

Die DAB+ Empfangsgeräte mit der blauen radio horeb Taste

Versandkostenfreie Lieferung für Ihre Bestellung bis zum 30. November 2023!



DANIEL
Ein kompaktes und schickes Digitalradio – Batteriebetrieb möglich
69,00 €



JONAS
Mit Ladestation und Akku (bis zu 7 Std. Spielzeit), Tragegriff, Fernbedienung
89,00 €



ELIJA
Mit Fernbedienung, CD-Laufwerk, USB- und AUX-Anschluss
139,00 €



DAB+ 500
Hochwertige Technik in einem zeitlosen Design
109,00 €

Bestell-/Service-Hotline 08191 305 303 2 erreichbar von
Mo–Do 8:00–12:30 | 13:30–16:00 Uhr und Fr 8:00–12:30 | www.sanktlukas.com

LEITARTIKEL

Das Comeback eines Weltpolizisten



Joe Bidens jüngstes Auftreten zeigt: Die USA sind als Führungsmacht zurück. Fragt sich nur, wie lange. Denn Biden ist der letzte seiner Art – und sein Kurs nicht unumstritten

VON MAXIMILIAN LUTZ

Der Terrorangriff der islamistischen Hamas auf Israel stellt den Nahen Osten, ja die gesamte Welt, vor ungewisse Zeiten. Eine längst verloren geglaubte Gewissheit hat er jedoch wieder zu Tage gefördert: Die USA sind als dominierende globale Führungsmacht zurück. Wenn internationale Krisen und Konflikte zu eskalieren drohen, ruhen die Augen der Weltöffentlichkeit seit jeher in besonderem Maße auf den amerikanischen Präsidenten. Joe Biden muss derzeit gleich zwei Ausnahmesituationen steuern, die das Potenzial haben, in einen geopolitischen Flächenbrand auszuarten: den Krieg in der Ukraine und seit kurzem auch den in Israel. Dabei vermittelt der US-Präsident, der bald sein 81. Lebensjahr vollendet, jene Entschiedenheit, Klarheit und Leidenschaft, die er sonst so oft vermissen lässt.

Mit bemerkenswerten Worten schwört er die Amerikaner darauf ein, dass es nötig ist, Autokraten, Despoten und Diktatoren in ihre Schranken zu weisen. Die Hamas und Russlands Präsident Putin sieht er dabei als

zwei Seiten ein und derselben Medaille. Trotz Sicherheitsbedenken reist er ohne zu zögern in das Kriegsgebiet, um den Angegriffenen persönlich seine Unterstützung auszusprechen. Und er lässt den Worten Taten folgen, in Form von finanzieller wie militärischer Hilfe, deren Freigabe derzeit nur an den heftig zerstrittenen Republikanern scheitert.

Dabei kann der Demokrat auf ein seriöses Team bauen. Bestes Beispiel: der unermüdliche Außenminister Antony Blinken, der in einer Woche fast den gesamten Nahen Osten bereiste. Am meisten punktet jedoch Biden selbst, indem er besonnen und fokussiert agiert – auch aufgrund seiner jahrzehntelangen außenpolitischen Erfahrung. So riet er Israels Premier Netanjahu von einem überstürzten Einmarsch in den Gazastreifen ab und mahnte, das Gebot der Humanität zu achten.

Gleichzeitig ist der überzeugte Transatlantiker Biden in gewisser Weise auch der letzte seiner Art. Geboren, während der

Zweite Weltkrieg noch tobte, gehört Biden einer Generation von Politikern aus einer längst vergangenen Epoche an, deren Einfluss rapide schwindet. Seine politische Sozialisierung erlebte der Demokrat zur Hochzeit des Kalten Krieges, schon vor 50 Jahren saß er im Büro der damaligen israelischen Premierministerin Golda Meir, mit Michail Gorbatschow sprach er über die atomare Abrüstung der Sowjets.

Schon jetzt zeigt sich: Bidens Kurs ist in Amerika nicht unumstritten. Da gibt es einerseits die Hamas-Apologeten vom linken Flügel der eigenen Partei, andererseits die Kritiker einer fortgesetzten Unterstützung der Ukraine, die sich bis in die Mitte der Republikaner finden. Und nicht zuletzt das amerikanische Volk, dessen Verständnis für eine Beteiligung an Kriegen und Konflikten in fernen Ländern nicht erst seit dem Scheitern in Afghanistan drastisch gesunken ist.

Joe Biden hat sich entschieden, die Herausforderung im Winter seiner politischen Karriere noch einmal anzunehmen – davon zeugt auch seine erneute Kandidatur 2024. Er weiß genau: Es müsste nicht einmal zwingend Donald Trump sein, der für die Republikaner ins Rennen geht. Dessen anti-interventionistische Politik des „America First“ droht den langfristigen Kurs der Partei zu bestimmen. Dass Amerika als Weltpolizist aber noch immer benötigt wird, haben die vergangenen Wochen und Monate gezeigt.

Derzeit vermittelt Joe Biden jene Entschiedenheit, die er sonst so oft vermissen lässt.

KOMMENTAR

Greta, bleib beim Klimaschutz!

„Fridays for Future“ muss Thunbergs Antiisraelismus rügen

Sie hat es wieder getan: Die schwedische Klimaaktivistin und „Fridays for Future“-Gründerin Greta Thunberg übte sich auf ihren Social-Media-Kanälen bei Instagram und X (vormals Twitter) erneut in antiisraelischer Haltung.

Aufgrund der bevorstehenden Bodenoffensive, die Israel im von der palästinensischen Terrororganisation Hamas beherrschten Gaza-Streifen durchführen will, rief Thunberg zu einem Streik in „Solidarität mit Palästina und Gaza“ auf. In ihrem Beitrag appellierte die 20-Jährige an ihre Follower und die mediale Öffentlichkeit: „Die Welt muss ihre Stimme erheben und einen sofortigen Waffenstillstand, Gerechtigkeit und Freiheit für die Palästinenser und alle betroffenen Zivilisten fordern“ – und ergreift damit eindeutig sowie einseitig Partei gegen das vom Hamas-Terror betroffene Israel.

Denn die von der Hamas durchgeführten Terror-Attacken gegen Israel am 7. Oktober erwähnt die „Klima-Ikone“ mit

keiner Silbe – stattdessen teilt sie in ihrem Instagram- und X-Post einige in antisemitischen Zirkeln weit verbreitete Slogans und Hashtags wie „Free Palestine“ und empfiehlt Organisationen, die Israel das Existenzrecht absprechen. Zudem fiel bei der ersten Fassung des Posts eine hinter Greta Thunberg sichtbar positionierte Kuscheltier-Krake auf: Mag sein, dass es sich bei dieser lediglich um ein Spielzeug Thunbergs handelte, und diese vom Fotografenteam aus Suggestierung von Authentizität prominent platziert wurde. Doch wie es der „Zufall“ so will, gilt auch die Krake als ein antisemitisches Symbol – die Bundeszentrale für politische Bildung schreibt hierzu: „Auch das Bild des Kraken dessen Tentakel die Welt umspannen, ist eine solche Chiffre, die direkt an die antisemitische NS-Propaganda anschließt.“

Fazit: Wenn „Fridays for Future“ noch etwas am Klimaschutz liegt – dann am besten ohne Greta Thunberg.

STEFAN AHRENS

GASTKOMMENTAR

Sprunghafte Solidarität

Der deutsche Wankelmut gegenüber Israel irritiert

Die Reaktionen auf den angeblichen Krankenhausbeschuss in Gaza waren ein erster Test. Wie weit reicht die deutsche Solidarität mit Israel? Viele Medien übernahmen die Behauptung der Hamas, Israel habe mit einer Rakete das Krankenhaus beschossen; es gebe 500 Opfer.

Es dauerte, bis Satelliten, Videos und Geomapping die Indizien für einen ganz anderen Ablauf lieferten. Eine palästinensische Rakete hatte Autos in der Nähe in Brand gesetzt. Das Feuer griff auf das Krankenhaus über.

Da hatte die Propagandalüge längst Wirkung entfaltet. Aufgebrachte Zuwanderer protestierten teils gewaltsam quer durch Deutschland. Politik und Medien äußerten Betroffenheit. Die Solidarität mit den Einwohnern Gazas schob sich plötzlich vor die mit den Opfern des Hamas-Terrors in Israel.

Das wird nun öfter geschehen, wie bisher in jedem Gazakrieg. Zu Beginn, wenn die Hamas mit Raketen Dörfer und Städte angreift – ein Kriegsverbrechen – gilt das Mitgefühl den Israelis. Wenn die sich aber

wehren, um Waffenarsenale und Kämpfer der Hamas zu dezimieren, wendet sich die Stimmung.

Israel wird Wohngebäude, Schulen, Moscheen in Gaza zerstören, denn auch die nutzt die Hamas – ein weiterer Bruch des Völkerrechts. Unvermeidbar sterben dabei Unschuldige. Dann verlangt halb Deutschland das Unmögliche: Gegenschläge ohne zivile Opfer. Oder sofortige Waffenruhe. Das ist das Kalkül der Hamas.

Die entsetzlichen Kriegsbilder aus Gaza werden nun zunehmen. Israel will die Hamas hart treffen. Was wird dann aus den Solidaritätsschwüren?

Der deutsche Wankelmut irritiert viele Partner. Auf die Haltung der Amerikaner ist Verlass, und umgekehrt auf die der Palästina-Freunde in vielen EU-Staaten. Was aber ist mit den Deutschen: Gehört Israels Sicherheit zur Staatsräson oder ist Solidarität nur ein Wort mit kurzer Halbwertszeit?

CHRISTOPH VON MARSCHALL
Der Autor ist Diplomatischer Korrespondent des „Tagesspiegel“.

PRESSESTIMMEN

Teile der spanischen Regierung stellen sich auf die Seite der Hamas
Darüber berichtet Marta Martínez in der spanischen Zeitung „ABC“:
Ione Belarra, amtierende Ministerin für soziale Rechte und Generalsekretärin der ultralinken Partei „Podemos“, hat den Ministerpräsidenten Pedro Sánchez aufgefordert, die diplomatischen Beziehungen zu Israel auszusetzen, solange „der geplante Völkermord am palästinensischen Volk“ andauere. Sie verlangt, „dringende“ europäische Wirtschafts-sanktionen gegen die Regierung von Benjamin Netanjahu und „ein Waffenembargo, um Israels wahllose Bombardierung von Zivilisten zu stoppen“. Belarra ist seit dem Hamas-Angriff auf Israel zu einer der kritischsten Stimmen gegenüber Israel geworden. Als Reaktion darauf veröffentlichte die israelische Botschaft ein Kommuniké, in dem sie erklärte, dass ein Teil der spanischen Regierung sich auf die Seite des „Terrorismus“ stelle. Der amtierende Außenminister, José Manuel Albares,

bezeichnete dies als „einmaligen Vorfall“, den er auch als „erledigt“ ansah. Albares erklärte, dass die Außenpolitik unter der Leitung des Regierungschefs Pedro Sánchez stehe. Belarra ist jedoch der Ansicht, dass die Außenpolitik „in Absprache mit dem Koalitionspartner erfolgen sollte“. Sie sagte: „Dies ist eine Koalition, und Podemos spricht ebenfalls im Namen der Regierung.“

Schwarze und jüdische Leben
Sean Collins versucht sich auf „spiked online“ an einer Erklärung, warum die „black lives matter“-Bewegung den Hamas-Terror unterstützt:
Innerhalb weniger Tage veröffentlichte die „Black Lives Matter“ (BLM)-Sektion in Chicago eine Grafik, die das Gemetzel feierte. Sie zeigte einen Gleitschirm, wie ihn Hamas-Terroristen benutzten, um von Gaza aus nach Israel einzudringen und über 200 junge Menschen bei einem Musikfestival zu ermorden. Unter dem Bild stand die Bildunterschrift: „Ich stehe zu

Palästina“. (...) Als Reaktion auf die Anschläge vom 7. Oktober erklärte BLM Grassroots, dass „wir als radikale schwarze Organisation, die auf abolitionistischen Idealen beruht, klare Parallelen zwischen schwarzen und palästinensischen Menschen sehen“. Nur sind diese Parallelen eben alles andere als offensichtlich – sicherlich sehen die meisten schwarzen Amerikaner ihre Interessen nicht mit den Palästinensern verbunden, die Tausende von Meilen entfernt im Nahen Osten leben, und schon gar nicht mit einer Terrorgruppe wie der Hamas. In der Tat zeigt die Befürwortung der Hamas durch die BLM, dass sie kein organischer Auswuchs der Erfahrungen der schwarzen Massen in den USA ist. Stattdessen ist die BLM einfach ein weiteres Organ der identitären Linken. Sie spiegelt die Ansichten von Aktivisten, Akademikern und anderen Angehörigen der oberen Mittelschicht wider, nicht die der einfachen schwarzen Bevölkerung. Die BLM behauptet zwar, im Namen der schwarzen Amerikaner zu sprechen, aber sie setzt

sich für eine Politik ein, die die Mittelschicht und ärmere Schwarze unverhältnismäßig stark trifft, wie etwa Mittelkürzungen bei der Polizei. BLM-Aktivist:innen sind eher auf dem College-Campus zu finden, wo sie sich mit der Boykott-, Desinvestitions- und Sanktionsbewegung (BDS) zusammentun, die Israel delegitimieren und isolieren will, als in schwarzen Vierteln. (...) Im Wesentlichen haben die BLM-Mitglieder die Angriffe der Hamas nicht gebilligt, weil es eine wirkliche Übereinstimmung zwischen den Schwierigkeiten schwarzer Amerikaner und der Palästinenser oder der Hamas gibt, oder aus irgendwelchen Gründen, die mit „schwarzen Leben“ zu tun haben. Nein, sie haben die Hamas entschuldigt und mit Antisemitismus geflirtet, weil die BLM-Ideologie die hirnverbrannten Unterdrücker/Unterdrückte-Kategorien übernimmt, die alle identitären linken Organisationen heute verwenden. Nach der verdrehten Logik dieser Denkweise sind die Juden die Unterdrücker, die immer die Schuld

tragen, während die Hamas die Unterdrückten repräsentiert, die nichts falsch machen können. Dies führt zu einer kranken Moral, in der die Morde, Folterungen und Entführungen von Babys und Großmüttern durch die Hamas als akzeptabel angesehen werden – als Schläge der Unterdrückten gegen die Unterdrücker.

Die Synode und die Medien
José Francisco Serrano kommentiert in der spanischen Zeitung „ABC“ die Informationspolitik während der Welsynode:
Die immer wiederkehrenden Themen: LGBTQ+, Priesteramt für verheiratete Männer und Frauen bestimmen das öffentliche Verständnis von Erfolg oder Misserfolg. In einer Informationsgesellschaft ist die Forderung nach „Enthalt-samkeit“ und „Ruhe“, ja sogar nach Stille oder einer Mediensperre so, als würde man einen Videospielsüchtigen in eine mittelalterliche Bibliothek einsperren.

„Natürlich erleben wir Rückschläge“



Foto: IMAGO/Xinhua



Foto: IMAGO/sepp spiegel



Foto: IMAGO/ZUMA Press

Der Nahostkonflikt überschattet viele Familien. Es gibt aber auch Hoffnung: Missionarinnen der Nächstenliebe harren in Gaza aus; in der Paulusschule in Jerusalem lernen Mädchen unterschiedlicher Religionen gemeinsam.



Foto: IMAGO/UPI Photo

Herr Kardinal, welche Nachrichten aus dem Heiligen Land beschäftigen Sie derzeit im Besonderen?
Mich beschäftigt vor allem das Leid der vielen unschuldigen Opfer: die israelischen und anderen internationalen Geiseln, die von der Hamas entführt wurden, die Angst der palästinensischen Zivilbevölkerung in Gaza, die nicht weiß, wohin sie vor den Militärschlägen ausweichen soll, die Sorge von Eltern, die nicht wissen, wie sie ihre Kinder beschützen können, die Menschen in Israel, die von den Raketen der Hamas und der Hisbollah terrorisiert werden. Und dann natürlich die vielen Toten auf beiden Seiten.

Was können Sie als Erzbischof von Köln und als Präsident des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande tun, um die Not zu lindern?

Mich erreichen konkrete Anfragen von kirchlichen Partnern, die ich bei meinen Reisen getroffen habe und mit denen der Deutsche Verein vom Heiligen Lande (DVHL) in Kontakt steht. Gerade erhielt ich über den DVHL eine dringende Anfrage des Lateinischen Patriarchen von Jerusalem, Kardinal Pierbattista Pizzaballa. Darin geht es um Nothilfe für christliche Familien in Gaza sowie um die finanzielle Unterstützung von Familien im Westjordanland und in Jerusalem, deren wirtschaftliche Lebensgrundlage durch den plötzlichen Einbruch des Tourismus und der Pilgerreisen weggebrochen ist. Und es geht um Hilfe für Arbeitsmigranten in Israel, die durch die Angriffe der Hamas auf jüdische Ortschaften ihre Arbeit und ihre Wohnung verloren haben. Diese dringend benötigte finanzielle Unterstützung wird umgehend durch den Heilig-Land-Fond, der mir als Erzbischof von Köln zur Verfügung steht, ausgezahlt.

Sie waren in diesem Jahr in Jerusalem und haben den Altar in der Dormitio geweiht. Schon vor den Anschlägen der Hamas waren Christen im Heiligen Land zunehmend Aggressionen ausgesetzt. Unter welchen Voraussetzungen können die Christen im Heiligen Land überleben?

Christen leben seit der Zeit Jesu im Heiligen Land, sie sind zahlenmäßig jedoch eine kleine Minderheit. Sie machen nicht einmal mehr zwei Prozent der Bevölkerung in Israel und in Palästina aus. Als Minderheit sind sie in besonderer Weise darauf angewiesen, dass der Staat ihre Rechte achtet und auch verteidigt gegen Gruppen, die aus unterschiedlichen Gründen immer feindseliger und aggressiver werden. Das gilt sowohl für nationalreligiöse Gruppen auf jüdischer Seite als auch für islamistische Extremisten auf arabischer Seite. Hier haben der Staat Israel und die Palästinensische Autonomiebehörde eine Verantwortung. Aber ebenso wichtig ist auch die Solidarität der weltweiten Christenheit für die „Mutterkirche“ in Jerusalem. Unser Gebet gibt den Christen im Heiligen Land neue Kraft; Pilgerreisen ins Heilige Land zeigen ihnen: Ihr seid nicht allein.

Der Präsident des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande, Kardinal Rainer Maria Woelki, unterstreicht die Solidarität zwischen Christen und Kirchenleitungen angesichts des Nahostkonflikts

VON REGINA EINIG

Das Österreichische Hospiz in Jerusalem hat mehrere Mitarbeiter in Sicherheit gebracht. Wie sehen Sie die Chancen der Christen vor Ort? Was können sie bewirken, indem sie bleiben?

Ich kann verstehen, dass manche aus Sicherheitsgründen überlegen, das Land zu verlassen. Aber die Christen im Heiligen Land sind nicht zufällig dort, sie sind dort geboren und haben dort einen Auftrag. So wie die vielen Christen, die aus allen Ländern der Welt dorthin kommen, um an der Seite der Christen des Heiligen Landes, an den Heiligen Stätten und im Empfang der Pilger zu wirken. Sie alle haben eine Mission und diese Mission ist in schweren Zeiten und in der Not besonders wichtig.

Der Deutsche Verein vom Heiligen Lande setzt sich für eine Versöhnung zwischen den Religionen ein und ermöglicht mit der Schmidt-Schule neben dem Paulus-Haus in Jerusalem Mädchen mit christlichem oder muslimischem Glauben eine sehr gute Schulausbildung. Wie zukunftstauglich sind solche Projekte angesichts der aktuellen Gewalt?

Diese Projekte sind wichtiger denn je. Natürlich erleben wir Rückschläge, aber der DVHL hat ein enges Netz aufgebaut von und mit Menschen aus Judentum, Christentum und Islam, aus Palästinensern und Israelis, die sich für ein friedliches Miteinander einsetzen, die für Gerechtigkeit und für die Würde jedes einzelnen Menschen eintreten. Dürfen wir dieses Engagement jetzt aufgeben? Nein! Zusammen mit dem DVHL und unseren Freunden werde ich weiterhin für diese Grundsätze eintreten.

Als Christen ist uns die Hoffnung geschenkt und der Glaube, dass mit Gottes Hilfe Dinge möglich werden, die mit menschlichen Mitteln nicht erreichbar scheinen.

Haben Sie direkten Kontakt zum Lateinischen Patriarchat? Erhalten Sie Hilfsgesuche oder Nachrichten?

Ich kenne den Lateinischen Patriarchen, Kardinal Pizzaballa, von mehreren Besuchen in Jerusalem. Letzte Woche habe ich ihm geschrieben, um ihm meine Nähe auszudrücken, meine Hilfe anzubieten und ihn meines Gebets zu versichern. Auch mit anderen Kirchenvertretern des Heiligen Landes stehe ich in Kontakt. Und ja, ich erhalte auf direktem Weg und über den DVHL auch Nachrichten und Hilfsgesuche. Gemeinsam mit unserer Diözesanstelle Weltkirche - Weltmission aus dem Generalvikariat und dem DVHL tue ich alles, was möglich ist, die Kirchen vor Ort in dieser dramatischen Situation zu unterstützen.

Das Orthodoxe Patriarchat von Jerusalem hat den israelischen Angriff auf Gazastadt, bei dem eine orthodoxe Kirche zerstört wurde, in einer Stellungnahme als Kriegsverbrechen angeprangert. Wie sehen Sie das?

Die Nachricht der vielen zivilen Opfer, die auf dem Gelände einer Kirche, in Schulen oder in Krankenhäusern Schutz suchen, erschüttern mich zutiefst. Ich stehe fest an der Seite der verzweifelten und notleidenden Menschen und traure mit ihnen um die vielen unschuldigen Opfer. Die Forderung nach einem besonderen Schutz der oben genannten Zufluchtsstätten unter-

stütze ich vorbehaltlos. Solche furchtbaren Ereignisse dürfen sich nicht wiederholen, auch nicht als sogenannte „Kollateralschäden“.

Wie groß ist die Chance, dass die Kirchen unter dem Druck der politischen Ereignisse näher zusammenrücken und sich solidarisieren?

Die ökumenische Zusammenarbeit der Kirchen im Heiligen Land ist gut und wird in einer dramatischen Notlage wie der jetzigen noch enger. Es gibt eine große Solidarität nicht nur unter den Gläubigen der verschiedenen Konfessionen, sondern auch zwischen den Kirchenleitungen.

Kardinal Pizzaballa hat sich als Geisel angeboten, um israelische Kinder freizubekommen. Welche Möglichkeiten haben die Kirchen derzeit, um der Stimme der Christen bei den Konfliktparteien Gehör zu verschaffen?

Ich kann die Möglichkeiten der Kirche vor Ort nur schwer einschätzen. Wir als Kirche hierzulande können aber die Stimme unserer kirchlichen Partner in Israel und Palästina gegenüber der Politik verstärken. Die Christen im Heiligen Land stehen zwar nicht außerhalb des Konflikts, aber sie haben keine eigenen Machtansprüche. Das verleiht der Stimme der Kirche eine zusätzliche Glaubwürdigkeit. In der letzten Woche traf ich Erzbischof Joseph Soueif aus dem Libanon, mit dem ich auch über die Situation im Nahen Osten sprach. Auf meine Nachfrage, was wir tun können, bat er um unser Gebet. Auch deshalb und wegen des immer noch andauernden Krieges in der Ukraine möchte ich für Sonntag, den 29. Oktober spontan Vertreter verschiedener Religionen und Konfessionen zu einem Friedensgebet im Garten der Religionen einladen. Ich bitte jeden inständig darum, sich dem Gebet anzuschließen. Das ist das Mindeste, was wir tun können.



Foto: KNA

PERSONALIEN

Der emeritierte Trierer **WEIHBISCHOF ALFRED KLEINERMEILERT** ist tot. Er starb am Sonntag im Alter von 95 Jahren, wie das Bistum am Montag mitteilte. Bischof Stephan Ackermann würdigte Kleinermeilert für Charisma und geradliniges Denken. Der Verstorbene wird von Freitag bis Montag in der Savigny-Kapelle im Domkreuzgang aufgebahrt. Requiem und Beisetzung sind am Dienstag kommender Woche im Trierer Dom. Kleinermeilert stammte aus Müsch im Kreis Ahrweiler und war seit 1953 Priester. Er leitete das Bischöfliche Konvikt in Linz am Rhein und wurde 1968 zum Bischof geweiht. 2003 trat er in den Ruhestand.

Der Leiter des niederrheinischen Wallfahrtsortes Kevelaer, **GREGOR KAULING** (59), wechselt Anfang 2024 nach Telgte. In dem anderen großen Wallfahrtsort des Bistums Münster wird er Gemeinde- und Wallfahrtsseelsorger, wie die Diözese berichtete. Ein Nachfolger Kaulings in Kevelaer soll in Kürze vorgestellt werden.

Pizzaballa fordert Ende der Gewalt

JERUSALEM/ROM (DT/KNA) Der Jerusalemer Kardinal Pierbattista Pizzaballa hat dem Konstrukt von Frieden durch Gewalt eine klare Absage erteilt. „Die anhaltenden schweren Bombardierungen, die Gaza seit Tagen erschüttern, werden nur noch mehr Tod und Zerstörung verursachen und Hass und Groll nur verstärken“, schreibt er in einem Hirtenbrief (Dienstag) an die Katholiken im Heiligen Land. Die Gewalt werde keine Probleme lösen, sondern vielmehr neue schaffen. „Es ist Zeit, diesen Krieg, diese sinnlose Gewalt zu beenden“, so der Jerusalemer Patriarch.

VERANSTALTUNGEN

Bischof Voderholzer spricht über Europa

Am 15. November findet um 18 Uhr im Raum K3 im Diözesanzentrum Obermünster in Regensburg die Gesprächsveranstaltung „Europa, wohin gehst Du?“ mit hochkarätige Gesprächspartnern statt. Dabei wird die europäische Frage von Bischof Rudolf Voderholzer, Tomáš Kafka, Botschafter der Tschechischen Republik in Berlin sowie Ingo Friedrich, Vizepräsident a. D. des Europaparlaments, und Klaus Regling, vormaliger Chef des EU-Rettungsschirms behandelt. www.bistum-regensburg.de

Nach der Synode ist vor der Synode

Der Worte sind genug gesät: Bis zur Bischofsversammlung im Oktober 2024 in Rom soll die Methode des synodalen Hörens in den Ortskirchen Früchte tragen **VON GUIDO HORST**

Mit einer „Zeit der stillen Schwangerschaft“ hat der Dominikanerpater Timothy Radcliff das knappe Jahr zwischen den beiden Bischofssynode 2023 und 2024 verglichen. Der Engländer, der einige Jahre Chef des Ordens des heiligen Dominikus war, gehörte zu den Rednern, die die mit Papst Franziskus genau abgestimmte Regie der römischen Bischofssynode immer wieder auf die Tagesordnung der Generalaussprachen setzte. Jetzt, zum Abschluss des über dreiwöchigen Kirchentreffens über Synodalität, wollte Radcliff schon einmal andeuten, wie man sich die Zeit zwischen den beiden Bischofssynoden vorzustellen hat.

„In ein paar Tagen werden wir für elf Monate nach Hause gehen“, sagte der Ordensmann. Aber es werde wohl die „fruchtbarste Zeit“ der Synode sein: „die Zeit des Keimens“. Man habe in den vergangenen drei Wochen Hunderttausende von Worten gehört. Manche hätten gedacht: „Zu viele!“ Doch die positiven Worte, die Worte der Hoffnung und Motivation, sind „die Samen, die in den Boden der Kirche gesät werden. Sie werden in diesen Monaten in unserem Leben, in unserer Vorstellungskraft und in unserem Unterbewusstsein wirksam sein. Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist, werden sie Früchte tragen“.

Nun weiß inzwischen jeder, dass die nun endende Synode in Rom nicht dazu da war, Entscheidungen des Papstes vorzubereiten. Und auch die kommende Synode im Oktober 2024 wird keine Weichen stellen. Denn sie ist nur ein den Papst beratendes Organ – egal, wieviele „Nicht-Bischöfe“ das Bild der Bischofsversammlung bunter machen. „Frucht tragen“ wird die Synode erst dann, wenn der Papst in Form eines Apostolischen Schreibens irgendwann vielleicht doch Ergebnisse verkündet. Dass er dann sein „Tutti, tutti...“ (alle, alle...) genauer ausformulieren wird, dass also alle – auch die, die kein vorbildliches Leben nach den Regeln der Kirche führen – in der seelsorglichen Begleitung ihren Platz haben sollen, könnte darin ebenso stehen wie eine besondere Würdigung der Rolle der Frau in der Kirche. Da das aber sowieso schon überall geschieht, wird ein postsynodales Schreiben



Der amerikanische Dominikaner Timothy Radcliff vergleicht die Synode mit einer Schwangerschaft. Von den nächsten Monaten erwartet er sich eine Zeit stillen Wachstums und Reifens. Foto: KNA

zur Synodalität keine Überraschungen enthalten. Zumindest unter Franziskus ist nicht zu erwarten, dass Rom wegen Paaren und Personen, die nicht nach den Geboten leben, die Kirchenlehre zu Glaube und Moral ändern wird. Und die oft geforderte Weihe von Diakoninnen kann nicht einmal ein Papst allein einführen, weil die dem Mann vorbehaltene Ordination Teil des dreistufigen Weihesakraments der katholischen Kirche ist, wofür es ein Konzil bräuchte, um daran zu rütteln. Warum also das Ganze, das jetzt in Rom stattgefunden hat?

Der Wiener Kardinal Christoph Schönborn meinte Anfang dieser Woche vor Journalisten, dass man augenblicklich in Rom beratenschlage, „wie wir Synodalität leben“. Diese Erfahrung sei etwas ganz anderes als die Debattenkultur im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen. Dort würden die Repräsentanten der Mitgliedsstaaten die festgezurrten Positionen ihrer Heimatregierungen verlesen – ein Austausch, ein Zuhören finde erst gar nicht statt. Die gegenwärtige Bischofssynode stehe dagegen in der Tradition des Jerusalemer Apostelkonzils,

bei dem man gestritten, aber auch zugehört habe. Nur musste auch Schönborn anmerken, dass beim Apostelkonzil die Frage anstand, ob man den Heiden die Speisevorschriften des Mose auferlegen sollte, und dann eine Entscheidung fiel, die für die junge Kirche epochale Folgen hatte. Jetzt in Rom ist das nicht der Fall. Es muss nichts entschieden werden. Worum geht es dann?

Es geht um den Stil – auch um eine Form des „aktiven Wartens“, wie der bereits genannte Pater Radcliff zuvor in der Synodenhalle hervorgehoben hatte. Als „Zeitanzeige“ sei dieses aktive Warten „gegenkulturell“. „Die globale Kultur unserer Zeit“, so der Ordensmann, „ist oft polarisiert, aggressiv und abweisend gegenüber den Ansichten anderer Menschen.“ Der Aufschrei sei groß: „Auf welcher Seite stehst Du?“ „Wenn wir nach Hause kommen“, sagte Radcliff weiter, „wird man uns fragen: Habt ihr für unsere Seite gekämpft? Habt ihr euch gegen diese unaufgeklärten Menschen gestellt? Wir müssen zutiefst beten, um der Versuchung zu widerstehen, dieser parteipolitischen Denkweise zu erliegen. Das hieße, in die sterile, unfruchtbare Sprache eines Großteils unserer Gesellschaft zurückzufallen. Das ist nicht der Weg der Synode.“

Stattdessen wird der Weg der Synode jetzt der sein, dass eine Zusammenfassung alles in den Sprachgruppen Gesagten unter strenger Aufsicht des Synodensekretariats in eine Synthese einfließt, die am Samstag in der Synodenhalle verabschiedet werden soll. Der 13-köpfigen Kommission, die den Abschlussbericht zu verfassen hat, gehört kein deutscher Synodenteilnehmer an. Die Synthese soll nicht als „Abschlussdokument“, sondern als Arbeitsmaterial, als Steinbruch für weitere synodale Gespräche wieder in die einzelnen Kontinente, vielleicht auch in die nationalen Bischofskonferenzen gehen. In der Hoffnung, dass der Same – die Hunderttausende von Worten – keimt und Früchte bringt. Welche Früchte aber dann im Arbeitspapier, dem „Instrument laboris“ der römischen Bischofssynode von 2024 präsentiert werden, unterliegt ganz der strengen Regie des römischen Synodensekretariats.

IM BLICKPUNKT

Der Pranger ist kein neues Heilszeichen

VON REGINA EINIG

Das Bistum Aachen hat die Namen verstorbener Missbrauchstäter und Beschuldigter veröffentlicht. Der Sinn dieser Aktion bleibt nebulös.

Seit gut zwanzig Jahren arbeitet die katholische Kirche in Europa und in den USA die Missbrauchskrise in den eigenen Reihen auf. Zu den Lehren aus dieser Zeit gehört, dass die öffentliche Anerkennung für das Kehren kirchlicher Einrichtungen vor der eigenen Haustür bisher konsequent ausbleibt. Mehr noch: Je intensiver sich die Institution um die Aufarbeitung und Anerkennung des Leids Betroffener müht, desto schärfer regnet es öffentliche Schelte. Die Missbrauchsbetroffenen sind dabei keineswegs mit den Kirchenkritikern gleichzusetzen. Etlichen ist die Gefahr der Instrumentalisierung ihres Schicksals für kirchenpolitische Zwecke bewusst; manche kennen Betroffene aus staatlichen Einrichtungen oder Sportvereinen, deren Schicksal lautstarke Verfechter der Aufarbeitung in Kirchenkreisen bemerkenswert kalt lässt. Vor diesem Hintergrund nimmt sich die Entscheidung des

Bistums Aachen, die Namen verstorbener Kleriker, die des Missbrauchs beschuldigt werden, geradezu irrational aus. Denn auf dieser Liste stehen die Namen von Geistlichen, die von staatlichen oder kirchlichen Gerichten rechtskräftig verurteilt wurden, neben Beschuldigten, denen nie der Prozess gemacht wurde, in deren Fall aber der Antrag eines Betroffenen auf Anerkennung des Leids positiv beschieden wurde. Ist diese Form des öffentlichen Prangers seitens der Betroffenen überhaupt gewünscht? Hilft sie den Einzelnen tatsächlich weiter? Voraussetzung für die Veröffentlichung der Namen war lediglich, dass der jeweilige Beschuldigte schon mindestens zehn Jahre tot ist. Bischof Helmut Dieser kann damit leben, dass die Namensnennung sowohl Betroffene als auch Gemeinden, in denen die Beschuldigten tätig waren, verunsichere. Solche „Belastungen und Er-

schütterungen gehören aber zur Aufarbeitung der Verbrechen des sexuellen Missbrauchs dazu“. Aufarbeitung bleibe nie nur den Betroffenen oder den eigens dazu bestellten Fachleuten überlassen, sondern beziehe alle mit ein. Für den entstehenden Gesprächsbedarf stehen nach Aussage des Bischofs vor Ort Fachleute zur Moderation bereit. Wer jetzt noch Fragen hat, kann sich an die Telefon-Hotline wenden und ein Formular auf der Website des Bistums ausfüllen. Unklüger kann eine Institution, deren harte Währung im Vertrauen und der menschlichen Hoffnung auf Seelenheil besteht, kaum vorgehen. Das Bistum verabschiedet sich vom Rechtsempfinden der Menschen und brüskiert Angehörige, ehemalige Mitarbeiter und Gemeinden. Der öffentliche Pranger ist kein neues Heilszeichen. Das Bistum bestärkt Zweifel an der Unterscheidungsfähigkeit seiner Lei-

tung, von der die Menschen Orientierung und Seelsorge erwarten. Wieviel Gnade und Weisheit haben Ratsuchende im Beichtstuhl zu erhoffen, wenn ein Bischof tote Mitarbeiter nicht dem Gericht Gottes überlässt? Welcher lebende Täter wird in Aachen so zur Reue und Umkehr ermutigt? Der Abschreckungswert der Institution Kirche dürfte im Bistum Aachen weiter steigen. Bischof Dieser muss damit rechnen, dass die Namensliste nicht als effiziente Aufklärung begrüßt wird, sondern neues Missvertrauen gegenüber dem Klerus sät. Wie könnte der Bischof Kirchenkritiker davon überzeugen, dass die Liste tatsächlich vollständig ist? Hat man die noch lebenden Opfer nicht erneut belastet, indem man über ihre Köpfe hinweg veröffentlichte, was der Einzelne in den sozialen Netzwerken selbst mitteilen könnte – wenn er es denn wollte?



An kaum einem Ort der Welt prallen die drei großen monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam so intensiv aufeinander wie in Israel.

Foto: dpa

Gott und der Nahostkonflikt

Persönliche Anmerkungen über das alltägliche Miteinander von Juden, Christen und Muslimen in Jerusalem **VON MARKUS BUGNYÁR**

Beginnen wir, um die Vielfalt der Religionen im Nahen Osten – und ganz besonders in Jerusalem – zu umschreiben, bei uns selbst: Dem katholischen Österreichischen Pilger-Hospiz, das mitten im arabisch-muslimischen Viertel der Altstadt von Jerusalem liegt. Ein Ort, über dessen Lage möglicherweise der ein oder andere überrascht sein dürfte. Doch es überrascht gleich weniger, wenn man bedenkt, dass unser Haus an der Via Dolorosa liegt: Hier finden sich entlang des Schmerzensweges Jesu viele christliche Einrichtungen; die meisten von uns rühren aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Jerusalem und der ganze Orient wieder in den Fokus europäischer Interessen geriet, aus wirtschaftlichen, aber auch aus religiösen Gründen. Seit 160 Jahren – und dennoch nicht selbstverständlich für jeden muslimischen Nachbarn.

Ich erinnere mich gut an den freilich rhetorisch gemeinten Satz, der auf diese Lage eines christlichen Hauses mitten unter Muslimen gemünzt gewesen ist: „Wieso bist Du unzufrieden mit der Position Deines Unterkiefers? Nicht jeder hier ist glücklich über unsere Präsenz; aber jeder von uns hat – wie zu Zeiten des osmanischen Sultans – einen Kawassen: einen muslimischen Türsteher. Das Prinzip ist einfach. Halten Sie jemanden aus der Nachbarschaft in Lohn und Brot, ist auch dessen Familie auf Ihrer Seite – und diese wiederum hält die anderen vor der Tür. Im Grunde bezahlen wir ihn für seine schiere Existenz; und er sichert im Gegenzug die unsrige.“

Straßenschilder, denen alle Religionen zustimmen

Blicken wir auf die Straßen: Die Via Dolorosa kreuzt die Al-Wad-Straße beziehungsweise die Hagai-Straße – der Platz unmittelbar vor unserer Haustür heißt seit kurzem: „Platz der Helden“. Ein genialer Zug der Stadtverwaltung. Sie wollte jüdischen Opfern eines palästinensischen Selbstmordattentäters eine Erinnerung stiften, während sich muslimische Passanten an ihre eigenen Helden erinnern oder das

Schild schlicht ignorieren können. Will heißen: Jüdische Siedlungen gibt es nicht nur in der Westbank, sondern auch hier im muslimischen Viertel. In der Siedler-Terminologie heißt unsere Gegend: „The re-newed Jewish Quarter“. So ganz frei erfunden ist das nicht: Es gab im Mittelalter rund um den Burj-al-Laqlaq (den Storchenturm in der Nord-Ost-Ecke der Altstadtmauer) tatsächlich eine kleine jüdisch-orthodoxe Gemeinde.

Durch das Damaskus-Tor am Hospiz vorbei Richtung Westmauer beziehungsweise Klagemauer eilen nicht nur am Sabbat Tausende ultra-orthodoxe Juden hemmungslos und ungehindert mitten durchs muslimische Viertel. Warum auch nicht, Juden gab es durch die Jahrhunderte ja immer im Land, auch unter muslimischer Herrschaft. Solange Sie als Jude – und nota bene auch als Christ – unter muslimischer Hoheit bereit sind, als Minderheit zu leben und auch kein Pferd zu reiten, sondern vielmehr bereitwillig Ihre Steuern entrichten als Bürger zweiter Klasse, ist alles pipifein (wienerisch für: spitzenmäßig super). Das Problem beginnt, sobald Sie das nicht mehr lustig finden, Mehrheit werden und sich selbst (staatlich) organisieren wollen.

Als die Osmanen im 19. Jahrhundert erkannten, dass – durch die zionistische Bewegung angeregt – immer mehr Juden den Weg nach Palästina fanden, sorgten sie ihrerseits für eine kleine Völkerwanderung Richtung Jerusalem, indem sie Muslime aus Syrien und dem Libanon hier ansiedelten. Fast möchte man sagen, „der guten Ordnung halber“; wirklich interessiert an der Region waren sie nicht. Informierte Palästinenser geben bis heute den Türken eine gewisse Mitverantwortung an ihrer wirtschaftlichen Misere. Uninformiertere erzählen ihnen in völligem Ernst, dass ihre Vorfahren in Silwan oder Sheikh Jarrah (höchst umstrittene Gebiete) seit Jahrhunderten lebten; da hilft kein Hinweis, dass erst ab 1855 außerhalb der Altstadt gebaut wurde und auch kein Foto, das nur Einöde rund um Jerusalems Mauern zeigt. Dasselbe gilt übrigens für einen Großteil der arabischen Christen; auch wenn die Vorstel-

lung noch so romantisch anmutet, ihre Vorfahren hätten mit Jesus selbst heroisch das Ährenfeld abgefrühstückt – eher schon stammen sie aus dem Libanon und aus Zypern. Bitte fragen Sie auch keinen Araber, warum er als einziger im Raum rote Haare hat; niemand wird hier gerne an die Kreuzfahrer erinnert. Aber zumindest wissen Sie jetzt, warum es immer noch eine jüdische Gemeinde im Iran gibt, die so gar keine Ambition zeigt, das Land verlassen zu wollen: Sie interessieren sich schlicht nicht für Politik. Ebenso wenig die Ultra-Orthodoxen in Israel. Für sie ist dieser Staat an sich schon Blasphemie; denn die legitime Wiedererrichtung des Reiches steht nur dem Messias zu, wenn er kommt. Bis er kommt, wird zumindest die Kinderbeihilfe gerne mitgenommen. Kein Nachteil ohne Vorteil.

Zwischen allen Stühlen: Die Christen

Weiten wir unseren Blick auf die Christen des Landes: Sie sind Minderheit und dennoch auf 63 Kirchengemeinschaften verteilt; jede will natürlich am Ursprung vertreten sein. Je nach Gesprächspartner schwanken die Zahlen zwischen 120 bis 190 000; genauer weiß man es nicht – und will es auch nicht wissen. Denn sollte sich schwarz auf weiß belegen lassen, dass eine Gemeinschaft durch Auswanderung oder Mischehe auf Zwergengröße schrumpfte: Himmell! Woher sollte der jeweilige Erzpriester noch sein Ego nähren? Zahlen machen Politik, Zahlen schinden Eindruck. „Und ganz Israel versammelte sich bei David“ (1 Chr 11,1ff). Was zu biblischen Zeiten schon funktionierte, kann auch heute für Anteilnahme sorgen; ob es um den Exodus der Christen aus dem Heiligen Land oder die Frage um den Ehrenplatz unter den vielen Kirchenhäuptern geht.

Was diese Angestammten gar nicht gerne hören: Es gibt auch die Zugereisten. Damit meine ich nicht unsereiner in den Pilgerhospizen und Konventen, sondern die Gastarbeiter aus dem asiatischen Raum, legale wie illegale, in der israelischen Altenpflege

Tätigen; zudem die nur noch oberflächlich-jüdischen Russen, die die Zaren bereits ihrer Religion entwöhnt hatten, denen die Kommunisten den Rest gaben und zuhause eher der öffentlich stets präsenten christlichen Orthodoxie zuneigten. Für sie haben wir weder Struktur noch Klerus, seit kurzem allerdings zumindest ein eigenes Vikariat für Migranten.

Ein Fass ohne Boden. Das formuliert auch das große Unbehagen der Angestammten, wenn sie auf die Zugereisten blicken: Wer bekommt nun mehr vom internationalen Spendenkuchen? Die Jewish Agency ist ihrerseits wenig angetan über die überschaubare Begeisterungsfähigkeit der Russen, was ihre eigene Tradition angeht; sie kamen wohl primär aus wirtschaftlichen Gründen ins Land. In Summe könnte es also gut sein, dass die Zahl der Christen im Land bei etwa einer halben Million liegt – bloß weiß das keiner so genau. Wie keiner weiß, wie „Kirche“ hier in 50 Jahren aussehen wird. Eines allerdings ist fix: Sie wird konservativ sein. Denn selbstgefällige Nabelschaukonferenzen sind nur in gesättigten Milieus möglich; im Heiligen Land muss jeder um seine christliche Identität zwischen den Fronten ringen.

Vor dem 7. Oktober 2023 hatte ich zwei Szenarien im Sinn: Auf der palästinensischen Seite wird es nach dem absehbaren Heimgang von Präsident Abbas zu einem internen Gerangel um die Macht kommen, das durchaus das Potenzial hätte, zu einem Bürgerkrieg zu werden. Israel wird dem gespannt zusehen. Auf der israelischen Seite sahen wir seit Monaten Massen-Demonstrationen für und gegen die Regierung Netanyahu und deren Vorhaben; ein Riss geht durch die Gesellschaft. Womöglich ein Moment öffentlich zur Schau gestellter Schwäche, den die Hamas für sich nutzte. Unbeachtet blieb das bei den alten Feinden ringsum sicher nicht.

Inzwischen bin ich recht zuversichtlich, dass die Region ruhig bleiben wird. Die Hisbollah wird einer Bodenoffensive in Gaza nicht tatenlos zusehen, das verbietet das lang erprobte Protokoll terroristischer Geflogenheiten; aber eskalieren wird sie

nicht. Auch hier werden alte religiöse Differenzen innerhalb der muslimischen Gemeinschaft wiederum sichtbar und einmal mehr Politik im Heute schreiben.

Die Lage in Nahost taugt nicht zum Flächenbrand

Die schiitische Hisbollah wird sich nicht wegen der sunnitischen Hamas selbst der Vernichtung weihen und kein Iraner wird für einen Araber in den Tod gehen. Das ist spätestens seit der Schlacht von Kerbela klar; und datiert auf den 10. Oktober des Jahres 680 nach Christus. Ja, die kollektive Erinnerung des Orients reicht so tief hinab in den Brunnen der Vergangenheit und liebt das tausendundeine Erzählen.

Wenn der Iran direkt oder vermittelt der Hisbollah in den Krieg eingreifen sollte, dann aus purem Eigeninteresse, aber kaum, um Palästinensern zu Hilfe zu eilen. In der Westbank kursiert seit einigen Tagen ein neues Diktum: „Die Iraner werden kämpfen bis zum letzten Araber.“ Oder wie es ein Hamas-Sprecher formulierte: „Wir hatten uns mehr Hilfe vom Iran erwartet.“

Auf wessen Seite steht nun Gott? Jeder vereinnahmt ihn für seine eigene Position; würde man all diese Narrative ernstnehmen, wäre Gott mit sich selbst im Konflikt. Gottlob sind es nur die Interpretationen schwacher Menschen, die aus politischem Kalkül jene Verse hervorkramen, die ihnen im Augenblick zupasskommen. Die großen Friedensvisionen bleiben unerwähnt.

Doch wir werden sie noch brauchen, wenn der Krieg zu Ende ist und wir nach Wegen des Zusammenlebens suchen. Wenn wir begreifen, dass eine gottlose Politik, eine Öffentlichkeit ohne religiöses Fundament, den Menschen seiner Würde beraubt, zum Spielball und Kanonenfutter degradiert.

Der Autor ist österreichischer römisch-katholischer Priester der Diözese Eisenstadt (Burgenland) und seit 2004 Rektor des österreichischen Hospizes zur Heiligen Familie in Jerusalem.



Katholische Einwanderer aus Lateinamerika bringen eucharistische Frömmigkeitsformen in die USA, die dort noch nicht heimisch sind. Ein Beispiel dafür ist die feierliche Fronleichnamsprozession. Die Aufnahme zeigt brasilianische Gläubige in Santana bei der Arbeit am Fronleichnamsteppich. Foto: Imago

„Wir wollen ein Feuer, kein Pastoralprogramm“

Die Initiative „Eucharistic Revival“ der amerikanischen Bischöfe stellt die Eucharistie als Quelle der geistlichen Erneuerung und Neuevangelisierung ins Zentrum des kirchlichen Lebens **VON MARCO BENINI**

Angesichts der Rückgänge im kirchlichen Leben in Deutschland ist ein Blick in die USA interessant. An Fronleichnam 2022 haben die amerikanischen Bischöfe die auf drei Jahre angelegte Initiative „Eucharistic Revival“ gestartet. Hauptgrund war der Rückgang der Messteilnahme in der Corona-Pandemie und das Bemühen, die Gläubigen aktiv wiederzugewinnen. Aus Fernsehessteilnehmern sollten wieder Kirchgänger werden. Dazu wurde den Gläubigen der Wert der in Präsenz mitgefeierten Messe vor Augen gestellt.

Ein weiterer Auslöser war eine Studie vom August 2019, nach der nur etwa ein Drittel der US-Katholiken an die Realpräsenz Christi in der Eucharistie glaubten. Die Frage, ob die Eucharistie wirklich Leib und Blut Christi oder nur ein Symbol dafür ist, war allerdings etwas kompliziert formuliert. Auf der ansprechend gestalteten Webseite www.eucharisticrevival.org wird unter „Warum jetzt?“ auf die aktuelle Situation in Gesellschaft und Kirche rekurriert: „Skandal, Spaltung, Krankheit, Zweifel. [...] Inmitten dieser tosenden Wellen ist Jesus gegenwärtig und erinnert uns daran, dass er stärker ist als der Sturm. Er will die Kirche und die Welt heilen, erneuern und vereinen.“ In der Vollversammlung der amerikanischen Bischofskonferenz (USCCB) im November 2021 wurde das Revival-Projekt beschlossen. Die Bischöfe gaben ein Dokument zur Eucharistie heraus, um Impulse für Eucharistie-Katechesen zu geben.

Das Revival läuft über drei Jahre und besteht aus einer diözesanen, pfarrlichen und schließlich nationalen Phase: Im ersten Jahr (Juni 2022 – Juni 2023) sollten die Bischöfe, Priester und pastoralen Mitarbeiter „der persönlichen Einladung des Herrn antworten“, um selbst neu für die Eucharistie zu brennen und geistlich wie organisatorisch die zweite Phase in den Pfarreien vorzubereiten (2023/24). Viertausend Pfarreien haben einen Leiter – den Pfarrer oder ein Mitglied aus dem Pfarrgemeinderat – registriert, der für die Umsetzung des Revivals in der Pfarrei verantwortlich ist. Bischof Andrew Cozzens, der Vorsitzende der Kommission für Evangelisierung und Katechese, die maßgeblich für das Revival zuständig ist, beschreibt das 24-seitige „Leader’s Playbook“ als ein Handbuch, um die eucharistische Kultur in der Pfarrei zu stärken und mit dem Geschenk der Eucharistie auf jene zuzugehen, die Christus noch nicht persönlich begegnet sind. Diese Phase sei die wichtigste von allen: „Wir wollen ein Feuer starten, kein Pastoralprogramm.“

Konkret werden vier Einladungen „zu einer neu entflammten Beziehung zu Jesus in der Eucharistie“ genannt. Erstens sollen die liturgischen Feiern durch die Aufmerksamkeit für die Ars celebrandi mit neuem Leben gefüllt werden. Zweitens werden monatliche „Nächte der Begegnung“ vor dem ausgesetzten Allerheiligsten mit Beichtgelegenheit und Katechese zu Beginn empfohlen und entsprechende Hilfsmittel bereitgestellt. Drittens werden unter dem

Stichwort „Solide Glaubensbildung“ Predigtserien am Sonntag und die Kleingruppen-Initiative „Jesus und die Eucharistie“ angeregt. Für sieben Treffen gibt es jeweils ein hochprofessionell aufbereitetes Video, das Glaubensverkündigung, persönliche Zeugnisse und Raum zum Austausch vor Ort bietet. Die vierte Einladung heißt: „Missionarische Sendung“. Jeder ist aufgerufen, einen anderen zum Gottesdienst oder zur Kleingruppe mitzubringen, der nicht mehr in die Kirche kommt. Außerdem wird die in den USA kaum praktizierte Fronleichnamsprozession in den Pfarreien neu belebt. Das Leitmotiv des Handbuchs ist die Überzeugung: „Die Eucharistie ist nicht eine Sache, sondern eine Person, die lebendig ist und Leben verwandelt.“

Eucharistischer Kongress in Indianapolis

Zahlreiche Videos und Materialien stehen auf der Webseite auf Englisch und Spanisch zur Verfügung, sobald man kostenlos registriert ist. Darüber hinaus haben einzelne Diözesen auf ihrer Webseite Videos und Anregungen veröffentlicht. So hat beispielsweise der Bischof von Trenton, David O’Connell, eine eigene Katechesereihe zur Eucharistie erstellt. Einleitend hebt er seine Rolle als Lehrer für seine Diözese hervor – er war zuvor Präsident der Catholic University of America in Washington. Zudem werden auch diözesane Treffen für die Verantwortlichen der Pfarreien organisiert.

Allgemein bestehe das Ziel darin, nicht nur Angebote von zentraler oder diözesaner Seite zu schaffen, sondern zu einer Graswurzelbewegung, also dem Einsatz vor Ort zu ermutigen, so David Spesia, Leiter für Evangelisierung und Katechese der USCCB. Menschen, denen die Eucharistie wichtig ist und die zur Anbetung gehen, sollen sich durch die landesweite Initiative bestärkt wissen. So werden auch bereits bestehende Projekte in den Pfarreien gefördert. Man habe außerdem die Initiative bewusst nicht „renewal“ („Erneuerung“), sondern „revival“ („Belebung“) genannt, weil es im Englischen den göttlichen Lebensspender assoziiert.

Die Pfarreiphasen münden in einen viertägigen Nationalen Eucharistischen Kongress im Juli 2024 im relativ zentral gelegenen Indianapolis. In Vorbereitung darauf wird von Mai bis Juli ein eucharistischer Pilgerweg veranstaltet, bei dem sich benachbarte Diözesen auf vier Wegen von den Küsten hin zur Mitte des Landes jeweils an einem Wochenende auf den Weg machen.

Die dritte Phase reicht bis Pfingsten 2025 und ist der praktischen Mission gewidmet. Dustin Dought, Leiter der nationalen Liturgiekommission, erklärt die Idee, dass sich engagierte Katholiken, die neben der Sonntagsmesse auch nach Möglichkeit die Anbetung praktizieren, als „eucharistische Missionare“ senden lassen können. Dabei sollen sie, von der eigenen Erfahrung mit der Eucharistie gestärkt, persönlich Kontakt zu Pfarrangehörigen halten, sich nach ihnen

erkundigen, Hilfe anbieten und zur Messe, Anbetung oder Kleingruppe einladen. Somit will die Initiative „Eucharistic Revival“ auch die Neuevangelisierung fördern, wie es Papst Franziskus dem Organisationsteam ins Stammbuch schrieb: „Wir werden nur dann zu glaubwürdigen Zeugen der Freude und der verwandelnden Schönheit des Evangeliums, wenn wir erkennen, dass die Liebe, die wir in diesem Sakrament feiern, nicht für uns selbst behalten werden kann, sondern mit allen geteilt werden muss. Das ist der Sinn des missionarischen Geistes. Man geht zur Messfeier, empfängt die Kommunion, betet den Herrn an und was macht man danach? Man geht hinaus und evangelisiert.“ Auch sein Apostolisches Schreiben zur liturgischen Bildung, *Desiderio desideravi* aus dem Jahr 2022, geht in dieselbe Richtung wie das Eucharistic Revival in den USA.

Aus deutscher Perspektive lässt das amerikanische Projekt und der deutlich höhere Kirchenbesuch in den USA aufhorchen. Aber auch in Deutschland gibt es gelingende Initiativen, um die Eucharistie als Kraftquelle neu zu erschließen. So veranstalten das Deutsche Liturgische Institut und die Katholische Akademie Dresden-Meißen mit Unterstützung der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz am 18. November online einen Geistlichen Thementag zur Eucharistie „Brannte nicht unser Herz?“

Info und Anmeldung: www.lebendig-akademisch.de/emmas.

Kritik am EKD-Vorstoß

Der Sozialethiker Elmar Nass und die Bischöflichen Vorsitzenden des Ökumenischen Arbeitskreises evangelischer und katholischer Theologen gegen Entkriminalisierung der Abtreibung

VON REGINA EINIG



Die Sorge um das ungeborene Leben treibt Christen in Europa auf die Straße. Foto: Imago

Der Vorstoß der Evangelischen Kirche in Deutschland zu liberaleren Abtreibungsregeln stößt auf prominenten Gegenwind. Der Kölner Sozialethiker Elmar Nass fordert eine Stärkung der christlichen Ethik: In einer zunehmend säkularen Gesellschaft, deren Wertebegründungen immer mehr in Vergessenheit geraten, „braucht es mehr denn je eine starke Stimme christlicher Ethik, die wieder Gehör findet“, äußerte der Inhaber des Lehrstuhls für Christliche Sozialwissenschaften und gesellschaftlichen Dialog an der Kölner Hochschule für katholische Theologie (KHKT) in einer Stellungnahme gegenüber dieser Zeitung. Die Position der EKD setze nicht mehr beim Schutz des Lebens an. Ethischer Kompass sei vielmehr der gesuchte Einklang mit „gesellschaftlichen Entwicklungen und neuen Einsichten“. Es seien „ethische Fragen ergebnisoffen“ zu klären. Gerade in zentralen Fragen wie der moralischen und rechtlichen Bewertung von Würde am Anfang und Ende des Lebens sei deshalb eine ökumenisch gemeinsame Positionierung geboten, die vom ausdrücklich christlichen Menschen- und Gesellschaftsbild ausgehe. Nass wörtlich: „Deshalb ist es bedauerlich, dass durch die vorliegende EKD-Stellungnahme eine solche ökumenische Chance verpasst wurde.“ Solche Ethik verliert Nass zufolge ihre gesellschaftliche Relevanz und Gestaltungskraft und bilde nur das ab, was gesellschaftlich ohnehin mehrheitsfähig sei. Damit bülse sie ihre Orientierungskraft ein und mache sich letztlich überflüssig.

Der Sozialethiker räumt ein, dass es erfreulich sei, dass die EKD die Erfahrungen aus der Arbeit mit Menschen mit Behinderungen einfließen lassen wolle. „Wenn aber positive Wirkungen der Pränataldiagnostik ausdrücklich herausgestellt werden und die möglichen psychischen Folgen eines Spätabbruchs allein aus Sicht der Schwangeren und Paare beleuchtet werden, so fehlt der Hinweis auf die damit auch betretene schiefe Bahn, die menschliches Leben mit Behinderung als weniger lebenswert oder gar unwert ansehen könnte. Hier sollte dringend im Dialog mit den Verbänden der Men-

schen mit Behinderungen auf Augenhöhe nachjustiert werden“, unterstreicht er.

Kritisch setzt sich Nass mit der geforderten weitgehenden Entkriminalisierung der Abtreibung auseinander. „Das Festhalten an der verpflichtenden Beratung als milderer Mittel“ solle dem „Lebensrecht des Ungeborenen weiter in verhältnismäßiger Weise Geltung verschaffen“. Hier werde das Lebensrecht des Schwächeren zugunsten der Stärkeren relativiert und somit die Tür geöffnet zu einer ethischen Orientierung am Recht des Stärkeren. Zum anderen werde die schiefe Bahn betreten, Schritt für Schritt die Tötung ungeborenen menschlichen Lebens weiter zu bagatellisieren.

Empfohlen wird eine ökumenische Position

Nass appelliert an die Öffentlichkeit: „Machen wir uns nichts vor: Wenn die EKD jetzt noch an der Beratungspflicht festhält, so ist das nur eine Momentaufnahme, die in absehbarer Zeit dem gesellschaftlichen Konsens ebenso geopfert wird wie jetzt weite Teile der strafrechtlichen Bewertung. Damit verändert sich die soziale Kultur unserer Gesellschaft gravierend: Schuldबewusstsein gegenüber dieser Tötung geht weiter verloren.“

Nass empfiehlt den deutschen Bischöfen eine zweistufige Positionierung: Kurzfristig gesehen sollten die schiefen Bahnen, die das EKD-Papier zulasten der Ungeborenen und der Menschen mit Behinderung betritt, in einer eigenen Stellungnahme vermieden werden. „Die Sicht der Schwachen und deren Lebensschutz müssen der kategorische Ausgangspunkt einer katholischen Ethik sein, nicht die Anpassung an gesellschaftliche Stimmungen. Eine Entkriminalisierung von Abtreibung ist dazu der falsche Weg. Langfristig sollten sich DBK, EKD und auch andere Kirchen (Freikirchen, Orthodoxe Kirche) an einen Tisch setzen und eine in der Botschaft Jesu fundierte gemeinsame ökumenische Position erarbeiten und diese mit starker Stimme in die öffentlichen Debatten einbringen“, erklärt er.

Die Bischöflichen Vorsitzenden des „Ökumenischen Arbeitskreises evangeli-

scher und katholischer Theologinnen und Theologen“ (ÖAK) sprechen sich für die Beibehaltung der bisherigen Regelungen im Paragraf 218 des Strafgesetzbuchs aus. Unterdessen ist die Stellungnahme der Diakonie bekannt geworden, die auch eine verpflichtende Beratung der Schwangeren in Frage stellt.

Hintergrund des ÖAK-Papiers ist eine vor einer Woche veröffentlichte Stellungnahme des Rates der EKD. Er hatte erklärt, er könne sich unter bestimmten Bedingungen eine Regelung außerhalb des Strafrechts vorstellen. Angefragt worden war die Stellungnahme von der Kommission, die eine Regelung der Abtreibungsfrage außerhalb des Strafrechts prüfen soll. Sie war von der Bundesregierung eingerichtet worden.

In der ÖAK-Stellungnahme heißt es weiter, die bisherigen Regelungen stellten ein „fein austariertes Konzept dar, das dazu dient, den verfassungsrechtlich gebotenen Schutz des ungeborenen Lebens ebenso wie die Rechte der Frau sicherzustellen“. Unterzeichner sind der Bischof von Essen, Franz-Josef Overbeck, und der ehemalige evangelische Kirchenpräsident der Pfalz, Christian Schad.

Eine Regelung außerhalb des Strafrechts berge zudem die „erhebliche Gefahr, die Schutzwürdigkeit menschlichen Lebens dann in Konsequenz auch im Hinblick auf andere Lebenssituationen abzustufen und damit aufzuweichen“, heißt es weiter. Wenn Abtreibung weiter grundsätzlich strafbar sei, helfe das auch, „das Lebensrecht des ungeborenen Kindes im Bewusstsein der Menschen, der Gesellschaft und des Staates wachzuhalten“.

Schad und Overbeck unterstrichen, bei aller Kritik an Paragraf 218 von den verschiedensten Seiten sei doch „unbedingt zu beachten, dass man einen gesellschaftlichen Kompromiss, der sich als weitgehend konsensfähig und auch nach einer längeren Geltungsdauer noch immer als tragfähig erwiesen hat, nicht unbedacht aufkündigen sollte“.

Sorge vor einer Aufkündigung des gesellschaftlichen Konsenses zum Schwangerschaftsabbruch macht sich auch der CDU-Bundestagsabgeordnete Christian Hirte. Der Katholischen Nachrichten-Agentur sagte er: „Die insbesondere von den Grünen und der SPD angestrebte Aufbrechung des austarierten Abtreibungskompromisses würde unsere Gesellschaft in unverantwortlicher Weise spalten und gerät dabei in Konflikt mit den Vorgaben des Bundesverfassungsgerichts zum gebotenen Schutz des ungeborenen Lebens.“

Zugleich kritisiert der Vorsitzende des Kardinal-Höfner-Kreises, dass die Mitglieder der eingesetzten „Kommission zur reproduktiven Selbstbestimmung und Fortpflanzungsmedizin“ nur von der Regierungskoalition ausgewählt wurden.

Kritiker der Stellungnahme gibt es aber auch im Rat der EKD selbst. Dessen Mitglied Thomas Rachel lobt zwar die von der EKD geforderte Beibehaltung einer Beratungspflicht. Ansonsten aber distanziert Rachel, zugleich Vorsitzender des Evangelischen Arbeitskreises (EAK) in der Unions-Bundestagsfraktion, sich von dem Papier. Er besteht darauf, dass die bisherige Rechtslage „eine kluge, ausbalancierte Regelung“, die sowohl das Selbstbestimmungsrecht der Frau sichere wie auch das Lebensrecht des ungeborenen Lebens berücksichtige. Diese doppelte Anwaltschaft solle nicht ohne Not beseitigt werden.

Doch die Diakonie spricht sich für eine noch weitergehende Liberalisierung als die EKD aus. Sie stellt auch die Pflicht einer Beratung infrage. Wörtlich heißt es, „ein Beratungsgespräch, das die Selbstbestimmung der Schwangeren ernst nimmt, sich an deren Konflikt, Fragen und Bedürfnissen orientiert und ihr vor diesem Hintergrund Perspektiven öffnet, sich für ein Leben mit dem Kind zu entscheiden, hat jedoch einen freiwilligen Charakter zwingend nötig“.

Mit Material von KNA

SONNTAGSLESUNG



Die Freude der Bekehrung lässt etwas Überirdisches in Christen aufleuchten, denn sie stammt vom Heiligen Geist.

VON MANFRED HAUKE

Ihr habt das Wort trotz großer Bedrängnis mit der Freude aufgenommen, die der Heilige Geist gibt“. Diese Erinnerung des heiligen Paulus findet sich am Beginn seines ältesten Briefes, den er im Jahre 51 oder 52 von Korinth aus an die Thessalonicher richtete. „Bedrängnis“ gibt es auch heute in vielfacher Hinsicht, vom Krieg in mehreren Ländern der Erde bis hin zum Abbruch des Glaubenslebens, das den „Synodalen Weg“ in Deutschland begleitet: Eine halbe Million Kirchenaus-tritte im vergangenen Jahr sind ein Zeichen für die schwierige Lage des Glaubens hierzulande. Findet sich auch bei uns die Freude, von der Paulus spricht?

Während die Thessalonicher sich von den Götzen zum „lebendigen und wahren Gott“ bekehrt haben, geschieht unter uns Christen heute mitunter das Gegenteil. Erinnert sei nur an das Spektakel, das vor einigen Jahren eine Gruppe von latein-amerikanischen Aktivisten in den vatikanischen Gärten unternahm, um die indische Erdmutter, die „Pachamama“, zu verehren. Man wollte der „Mutter Erde“ Ehre erweisen.

Zweifellos verdient die Schöpfung unseren Respekt, aber eine kultische Verehrung steht nur Gott und den Heiligen zu, die von der Gnade Gottes geprägt sind. Die Thessalonicher zur Zeit des heiligen Paulus kannten durchaus Muttergöttinnen, aber sie haben sich damals von den Götzen zum lebendigen Gott gewandt.

Die Freude der Neubekehrten, von der Paulus spricht, kommt nicht „von unten“, von der Erde, sondern „von oben“, vom Heiligen Geist. Der entscheidende Bezugspunkt ist die Auferstehung Jesu, die der Apostel nachdrücklich erwähnt. Sie hat in Jesus selbst alles Leid überwunden und ist der geschichtliche Bezugspunkt für unsere eigene Hoffnung. Wir erwarten, wie Paulus betont, den Sohn Gottes „vom Himmel her“. Christus wird uns „dem kommenden Gericht Gottes“ entreißen, das sich manchmal schon in leidvollen Ereignissen der Geschichte im Voraus andeutet.

Die Freude im Heiligen Geist aufgrund der Auferstehung Jesu Christi wächst, wenn wir den Glauben leben in der Liebe zu Gott und zum Nächsten. Dieses Doppelgebot der Liebe steht im Zentrum des sonntäglichen Evangeliums: Gott lieben aus ganzem Herzen und den Nächsten wie uns selbst. Der Prophet Jesaja, in der ersten Lesung, hebt besonders die Liebe zu den Fremden hervor. Es gab offenbar schon im Alten Testament das aktuelle Problem der Migration. Auch Witwen und Waisen werden eigens erwähnt, eine Bedürftigkeit, die als Folge des Krieges Russlands gegen die Ukraine weitere Kreise umfasst. Aber auch in dieser Bedrängnis kann die Freude wachsen, die von der Umkehr und vom Glauben herkommt.

Exodus 22, 20–26;

1 Thessalonicher 1, 5c–10;

Matthäus 22, 34–40

Zu den Lesungen des 30. Sonntags im Jahreskreis 2023 (Lesejahr A)

Leben mit dem leeren Platz

Thomas Schumacher setzt sich mit Tod eines geliebten Menschen und dem Glauben an Unsterblichkeit auseinander **VON MANFRED GERWING**

Der Autor hat es erfahren: Er war beim Sterben seiner geliebten Frau dabei. Wenige Monate später legt er seine theologischen Reflexionen vor. Das Buch widmet er ihr und bekennt: Wir sind über den Tod hinaus verbunden.

Was geschieht hier? Ist es eine Art „Verarbeitung“ der Begegnung mit dem Tod eines geliebten Menschen? Das kann es nicht sein. Der Tod eines geliebten Menschen ist nicht zu „verarbeiten“, niemals und schon gar nicht in wenigen Monaten. Der neunzehnjährige Augustinus ist beim unerwarteten Tod eines Freundes tief erschüttert, existenziell betroffen. Seinen Bericht darüber schließt er in den „Confessiones“ mit dem Satz ab: Factus eram ipse mihi magna quaestio, „ich selber war mir zur großen Frage geworden“. Es bleibt eine Wunde, ein brennender Schmerz, ein Rätsel auch, vor dem, wie schon Sokrates in Platons Phaidon weiß, einzig „andächtiges Schweigen“, christlich gesprochen, stilles Gebet angebracht ist.

In acht Schritten legt Thomas Schumacher seine Glaubensgewissheit dar, dass und warum wir aus christlicher Sicht über den Tod hinaus miteinander verbunden sind. Dabei fragt er zunächst, was überhaupt Tod bedeutet, um sodann verschiedene Vorstellungen vom Leben nach dem Tod zu thematisieren: vom Alten Testament bis heute. Auf diesem Hintergrund wird die christliche Botschaft reflektiert, die Botschaft davon, dass wir Gemeinschaft haben durch Jesus Christus im Heiligen Geist mit Gott, dem Vater. Wir haben Teil an Gottes ewigem Leben, nicht erst nach dem Tod, sondern schon hier und jetzt. Diese Gemeinschaft wird charakterisiert als beständige Gemeinschaft mit Gott und untereinander. Die sakramental geschlossene Ehe legt Zeugnis davon ab. Sie weist nicht nur darauf hin, sondern spiegelt als leibhaftige Gemeinschaft von Mann und Frau diese Zusammengehörigkeit für immer wider. Was aber ist, wenn einer der Ehepartner stirbt?

Darauf versucht das sechste Kapitel des Buches zu antworten. Es ist überschrieben mit „Was nun, wenn einer der Partner stirbt?“. Seine Schilderung geht unter die Haut. Hier wird nichts beschönigt, die ganze Dramatik, ja das Elend, bis hin zur Ver-



Der Tod des Partners kann zur Glaubenskrisen führen – aber auch die Hoffnung auf das ewige Leben stärken.

Symbolbild: Imago images

zweiflung wird skizziert, die den überlebenden Partner nicht selten gerade im Alltag überfällt. Man sitzt „alleine am Tisch, der andere Stuhl bleibt leer. Das andere Bett steht leer. Aufgaben, die man sich zuvor aufgeteilt hat oder gemeinsam erledigt hat, bleiben dem überlebenden Partner nun allein aufgegeben. Statt einem gemeinsamen Dasein, etwa in der Privatheit der Wohnung, bei der Haushaltsführung oder bei Freizeitaktivitäten, ist der überlebende Partner nun auf sich allein gestellt“. Und es stimmt: „Andere Kontakte füllen diese Lücke nicht, die der Tod des Partners gerissen hat, da die gemeinsame Lebensgeschichte, das Mit-Sein mit diesem Partner einmalig ist.“

Aber der Partner ist nicht weg. Er ist gegenwärtig in anderer Weise. Seine Gegenwart und sein Mit-Sein in anderer Gestalt

ist dabei rückgebunden an das Mit-Sein mit Gott. Der christliche Glaube erweist gerade hier, in der Stunde des Todes, seine unüberbietbare Stärke. Hier hat der Autor zweifellos recht. Fragwürdig wird es, wo er von einem „Etagenwechsel“ spricht und damit den Sprung in den Glauben meint, den er, ebenfalls ein wenig unglücklich, weil recht technisch ausgedrückt, als „erstes Bezugssystem“ bezeichnet, innerhalb dessen der Tod der geliebten Verstorbenen zu bedenken und „einzuordnen“ sei. Und, so ist zu fragen, will er im Ernst das, was er im vorherigen Kapitel so treffend und aufrichtig dargelegt hat, dadurch wieder zurücknehmen, ja, durchstreichen, dass er jetzt in den Schlusskapiteln den Glauben an die Stelle von eigenen und überhaupt von empirischen Erfahrungen zu setzen sucht? Glaube und Vernunft, Natur und Gnade sind doch

keine Gegensätze. Sie dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Nach einem klassischen Grundsatz setzt vielmehr die Gnade die Natur voraus, zerstört sie nicht, sondern vervollkommen sie.

Auch die Rede vom leiblichen Tod ist verharmslosend ungenau. Sie ist ebenso unzutreffend wie die Rede von der Unsterblichkeit der Seele, worauf Josef Pieper schon in seinem bemerkenswerten Essay „Tod und Unsterblichkeit“ (1967) hinweist. Es stirbt der Mensch, nicht ausschließlich ein Teil von ihm, die Geist-Seele oder der Leib. Die klassische Rede von der „anima separata“, der vom Leib getrennten Seele, muss als deskriptive Charakterisierung dessen, was im Tod geschieht, nur dogmatisch richtig verstanden werden: von der anthropologischen Formel „anima forma corporis“ her, so wie Thomas von Aquin sie im Sinne der Einheit

des Menschen gegen Dualismus, Gnostizismus und Manichäismus geltend gemacht hat. Der Autor hält durchaus an der anthropologischen Konzeption von der Einheit des Menschen fest. Doch hätten seine eschatologischen Überlegungen an Profil gewonnen, wenn er nicht ausgerechnet jene tausend Jahre Theologie- und Dogmengeschichte übersprungen hätte, in denen die Christenheit zuerst jenes Begriffsinstrumentarium konzipierte, mit dem sie die anthropologischen Implikationen ihrer eschatologischen Erwartungen auch und gerade im Blick auf die Leiblichkeit des Menschen, auf die inkarnationstheologisch begründeten Sakramente und nicht zuletzt auf die Frage nach der Unauflöslichkeit der Ehe zu artikulieren vermochte.

Hier scheint auch der Grund für das völlige Unverständnis des Autors für die deutsche Textfassung der Konsensformel zu liegen, die den Halbsatz „...bis dass der Tod uns scheidet“ eingeschoben hat. Sie findet sich in der Tat nicht im lateinischen Normtext, interpretiert ihn aber durchaus sachgemäß. Auch der zu Recht festgestellte, wenn auch bis heute nur halbherzig vollzogene Paradigmenwechsel im Eheverständnis zwischen CIC/1917 und CIC/1983 ändert daran nichts.

Der Tod darf nicht verharmlost oder gar ausgeblendet werden. Er beendet die irdische Existenz und damit auch die Ehe als leibliche Gemeinschaft. Im Himmel wird es keine Ehen geben. Jesus sagt es ausdrücklich (Mt 22,30). Das heißt aber nicht, dass die innigen, besonderen und einmaligen Beziehungen zwischen den Eheleuten destruiert oder gar negiert werden. Im Gegenteil: Sie werden in Christus vollendet. Hier hat der Autor völlig recht. Es hieße aber, die Wucht der christlichen Botschaft zu verkennen, nicht auch zu sehen, dass Vollendung stets auch Verwandlung impliziert. Die Liebe Gottes, von der gerade die Eheleute leben, ist wie ein verzehrendes Feuer, das uns verwandelt und radikal neu macht. Wir sind eher Gott als den Menschen ähnlich; denn wir „sachen ihn wie er ist“.

Thomas Schumacher: Verbunden über den Tod hinaus. Was wir aus christlicher Sicht sagen können. Pneuma Verlag München, 2023, EUR 19,95

Das Weiheamt im Fokus

Ein Sammelband beleuchtet den priesterlichen Dienst in der christlichen Tradition **VON SIMON VODERHOLZER**

Warum braucht die Kirche Priester? Bei wem sich eventuell aus gegebenem Anlass heraus heimliche Zweifel an der Notwendigkeit des dreistufigen Weiheamtes in seiner bisherigen Gestalt eingeschlichen haben könnten, sollte den fünften Band der Theologischen Orient&Okzident-Studien mit dem Titel „Das kirchliche Amt im Licht der Gottesfrage – Orient und Okzident im Dialog“ lesen. Das Buch enthält zehn Vorträge, die im Rahmen der dritten Ratzinger-Studienwoche 2021 in Klosterneuburg in Wien gehalten worden sind. Die Autoren beleuchten darin das Weiheamt schwerpunktmäßig aus dem größeren Zusammenhang des christlichen Glaubens an den dreieinen Gott heraus.

Dieser Aspekt wird in der heutigen Debatte um das Weiheamt sehr vernachlässigt. Nur mit Blick auf Gott, der das Ziel allen christlichen Lebens ist, und von ihm her lässt sich der Sinn und die Aufgabe des Weiheamtes für die Kirche und die Welt verstehen. Hier wird zugleich ein patristischer Schwerpunkt des Bandes deutlich, der auch in der Theologie Ratzingers verankert ist. Durch eine Relecture der Kirchenväter als

Urquellen des Christentums wird deutlich, dass sie das Weiheamt genau in diesem Licht des gelebten Glaubens und immer in Bezug auf Gott betrachteten. Dies ist auch auf ökumenischer Ebene von Interesse, da durch den Rückbezug auf gemeinsame Ursprünge große Einigkeit gerade in Bezug auf das Weiheamt zwischen Orient und Okzident möglich sind.

Der Band wird von einem Beitrag von Michaela Wladika mit philosophischen Überlegungen zur Trinität unter Rückgriff auf Augustins Gottesbegriff eröffnet. Sie sind für das Verständnis des Gesamtzusammenhangs des Themas unerlässlich und zeigen, dass aus dem Trinitätsbegriff nur ein Mittlertum von Gott zu den Menschen im Gottmenschen Jesus Christus möglich sein kann. Dies ist für das Amtsverständnis von Priester und Bischof wichtig, die ja zum Beispiel in der Eucharistie in Persona Christi handeln.

Der Alttestamentler Ludger Schwiemhorst-Schönberger untersucht anhand des Hebräerbriefes die Frage, ob Jesus ein Priester war und rekurriert in zahlreichen Verweisen auf das Alte Testament, das mit dem Neuen Testament eine Einheit bildet. Ein Grund für die Krise, in der sich das

Weiheamt befindet, ist seiner Darstellung nach eine falsche Hermeneutik der Heiligen Schrift. Liturgie und damit die Voraussetzung des Weiheamtes basiert auf Altem und Neuem Testament. Dies bestätigt ebenfalls Elias Haslwanters Untersuchung des Bischofsweihegebets der Traditio Apostolica, die das Weiheamt heilsgeschichtlich deutet und es ebenfalls auf alt- und neutestamentlichen Boden stellt.

Walter H. Wladika vergleicht in seinem Beitrag Qualitäten des Priesters bei Kaiser Julian (332-363), der sich vom Christentum losgesagt und einen Gegenentwurf zum christlichen Priesteramt für den römischen Opferkult formuliert hatte, mit denen bei dem östlichen Kirchenvater Gregor von Nazianz (329-390).

Ein grundlegender Unterschied besteht darin, dass Gregor der christlichen Lehre reinigende Funktion für die Liturgie zubilligt, während Julian zwischen Bildung und Reinigung für den Kult trennt.

Michaela C. Hastetter vergleicht das Amtsverständnis des Synodalen Weges mit dem Ratzingers. Während die Synodalen eine Öffnung des Weiheamtes für Frauen fordern, hält der verstorbene Papst eine Öffnung des Amtsträgers für Gott und für

die Menschen für nötig. Somit wird auch hier wieder klar, dass in der heutigen Diskussion um das Weiheamt der Gottesbezug aus dem Blick geraten ist.

Paul Markowitsch untersucht das Verständnis des bischöflichen Amtes bei Ratzinger und zeigt auf, dass es untrennbar mit seiner ganzen Theologie und insbesondere mit der Gottesfrage verbunden ist und nur in diesem Kontext verstanden werden kann.

Franz-Xaver Heibl zeigt in der paulinischen Formulierung „Dienst der Freude“ rekurrierend auf Ratzinger, dass zum Dienst des Priesters die Kreuzesnachfolge gehört, während man der Freude der anderen dient. Nachfolge Christi bedeutet für Ratzinger, in das Paschamysterium Christi hineingenommen zu werden. Der Priester ist ein vor Gott Stehender, der die Welt offen hält für Gott, der für die Wahrheit eintritt. Zur Nachfolge gehört die Kreuzesnachfolge. Die ist aber nur möglich durch einen Prozess der Reinigung und Umkehr.

Stephan Herzberg befasst sich mit dem Ständigen Diakonat in der lateinischen Kirche. Das Problem des Diakonates liegt aus seiner Sicht darin, dass es lediglich Ministerium, aber nicht Sacerdotium sei. Gemäß der katholischen Grundformel „Das Tun

folgt dem Sein“ sei der Diakonat insbesondere ein Zeichen dafür, dass jedes Amt – des Priesters, des Bischofs, sogar selbst das des Papstes – in seinem Wesen Dienst ist. Christus selbst ist Diakon. Dies drückt sich besonders in der Fußwaschung aus, in der der Höchste sich hinkniet vor den Niedrigsten. „Sein Wesen ist Herabsteigen, sein Sein ist Demut“.

Den letzten Beitrag des Bandes bildet eine beeindruckende biografische Erinnerung von Stephan O. Horn SDS aus dem Schülerkreis Ratzingers/Benedikt XVI.. Er schildert, wie Ratzinger konsequent seinen Glauben gelebt und seine Überzeugungen über das Weiheamt in seinem Leben umgesetzt hat.

Das brillante Geleitwort von Kurt Kardinal Koch, das die Wurzel der Krise des Weiheamtes in einer allgemeinen Gottesferne unserer Gesellschaft sieht, ist ein weiterer Grund, dieses Buch zu lesen. Für alle Ratzinger-Fans ein Muss.

Michaela C. Hastetter, Ephräm Givi Lomidze, Walther H. Wladika (Hrsg.): Das kirchliche Amt im Licht der Gottesfrage – Orient und Okzident im Dialog, 228 Seiten, EOS-Verlag, Sankt Ottilien, EUR 24,95

„Christus ist kein Honigbonbon“

Eine Evangelisierungsinitiative der französischen Bischofskonferenz hat am vergangenen Wochenende 2800 Katechetten und Missionare in Lourdes versammelt – Ein Gespräch mit Bischof Olivier Leborgne von Arras **VON FRANZISKA HARTER**

Monseigneur Leborgne, mit „Kerygma“ stellen die französischen Bischöfe die Evangelisierung in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens. Warum gerade jetzt?

In Frankreich stehen wir innerkirchlich wie gesellschaftlich an einem Wendepunkt. Die Covid-Krise und die Missbrauchsaufarbeitung haben uns als Kirche arm gemacht, entblößt. Aber ich habe den Eindruck, dass wir gerade in dem Moment, in dem wir am ärmsten sind, auch offen für etwas Neues werden. Die Gesellschaft hat sich in einem rasanten Tempo weiterentwickelt, der Katholizismus bildet nicht mehr die Mehrheit der Bevölkerung. Soziologisch gesehen befinden wir uns nach einer ersten, antireligiösen oder areligiösen, Moderne nun in einer zweiten Moderne, die religiös völlig unwissend, dadurch aber viel mehr bereit ist, sich die Frage nach dem Sinn zu stellen. Diese Gesellschaft trifft nun auf eine Kirche, die eine Arbeit der Wahrheit, Reinigung und Entäußerung hinter sich hat. Papst Franziskus spricht in „Gaudete et Exultate“ von der Gefahr des Neo-Pelagianismus, der Versuchung, alles selbst machen zu wollen. Vielleicht sind wir nach diesen verschiedenen Entäußerungen bereit, den Herrn handeln zu lassen.

Warum wurde der Name „Kerygma“ gewählt?

Das Kerygma, die Erstverkündigung, verweist auf den Kern des Glaubens an Jesus Christus. In „Evangelii Gaudium“ formuliert Papst Franziskus es so: „Jesus Christus liebt dich, er hat sein Leben hingegeben, um dich zu retten, und jetzt ist er jeden Tag lebendig an deiner Seite, um dich zu erleuchten, zu stärken und zu befreien.“ Das Direktorium für die Katechese von 2020 ruft dazu auf, uns in der Verkündigung wieder auf dieses Herz des Glaubens zu konzentrieren und davon ausgehend neue Wege für die Mission zu finden. Die Liebe Gottes ist weder ein vages Gefühl, noch eine Doktrin, sie ist ein Ereignis, in der Person Jesus Christus, der unser Fleisch angenommen hat. Der Hebräerbrief sagt, dass er in allem unser Bruder geworden ist, um unser Leben bis in den Tod zu teilen. „Er hat den, der keine Sünde kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit Gottes würden“, heißt es im zweiten Korintherbrief (5, 21). In diesem Vers drückt sich et-



Ein Lichtermeer durchflutet die Basilika Pius X. während einer Begegnung von „Kerygma“ in Lourdes. Foto: G. d'Aillières

was Unermessliches, Unerhörtes aus. Durch Jesus Christus ist Gott unser Bruder in allem, außer der Sünde, damit wir seine Brüder und Schwestern in der Auferstehung und damit Söhne und Töchter des Vaters und Miterben des Heils werden. Das ist das Herz des Glaubens und es ist kein Wissen, sondern eine Erfahrung.

Was bedeutet das konkret für den, der den Glauben verkündet?

Bei den 2800 Teilnehmern an Kerygma in Lourdes habe ich einen Wandel gespürt von einem Glaubenswissen hin zu der Erkenntnis, dass dieses Wissen in erster Linie eine Erfahrung ist. Wer diese Erfahrung macht und sie benennen kann, kann auch anderen davon erzählen. Solange das Wissen äußerlich bleibt, können wir unsere eigene Erfahrung seit der Taufe nicht in Worte fassen. Wenn aber Menschen beginnen, Worte für konkrete Geschichte mit Gott zu finden, dann drängt es sie ganz von selbst zur Verkündigung!

Wie sieht nun Ihre Bilanz nach dem Treffen in Lourdes aus?

Während des gesamten Treffens war eine echte Freude spürbar. Missionsgeist erwächst aus der persönlichen und gemeinsamen kirchlichen Christusbegegnung. Mein Eindruck ist, dass die missionarische Bereitschaft der Teilnehmer durch die Erfahrung von „Kerygma“ signifikant gestiegen ist. In Frankreich sind wir sehr stark durch das Laizismus-Gesetz von 1905 geprägt. Unter dem Vorwand des Respekts



Bischof Olivier Leborgne. Foto: Archiv

und einer falsch verstandenen Toleranz trauen wir uns oft nicht, die Dinge klar zu benennen. Letzte Woche habe ich das Requiem des (durch einen Islamisten; A.d.R.) ermordeten Lehrers in Arras zelebriert. Es gibt eine echte Dringlichkeit der Evangelisierung! Sind wir uns bewusst, dass Christus wirklich unser Friede ist? Ist Christus nur ein Honigbonbon für eine müde Bourgeoisie oder die frohe Botschaft für unsere Welt? Das Kerygma ist eine Kampfhandlung im Kampf gegen Tod und Gewalt. Gottes Liebe zu uns ist keine süßliche Gefühlsduselei, sondern Gottes Handeln in unserer Geschichte gegen die Mächte des Bösen. Ich glaube, hier entsteht gerade ein Bewusstsein für die tiefe Notwendigkeit der Evangelisierung. In aller Demut, denn wir spielen in der Welt nicht mehr die erste Rolle und haben als Moralapostel ausgedient. Aber genau das bringt uns neue Frische, die ich in Lourdes gespürt habe.

Was ist der Unterschied zwischen „Kerygma“ und dem „Congrès Mission“?

Sie ergänzen sich gegenseitig. Der Missionskongress (siehe DT vom 5. Oktober) ist eine wunderbare Initiative von Getauf-

ten, die uns Bischöfe angespornt und auf den Weg gebracht hat. Das Besondere an „Kerygma“ sind die drei Dimensionen, die kirchliche, die liturgische und die Dimension der Fortbildung. „Kerygma“ wurde von den Bischöfen beschlossen, etwa 45 Bischöfe haben daran teilgenommen. Außerdem waren alle Richtungen innerhalb der Kirche vertreten, ebenso wie alle Altersstufen. Daneben war die gemeinsame Liturgie grundlegend für die gesamte Veranstaltung, mit der Eucharistie im Mittelpunkt, die natürlich auch beim Congrès Mission eine wichtige Rolle spielt. Drittens haben wir Wert auf die gemeinsame Fortbildung gelegt, durch Vorträge von hochkarätigen Rednern ebenso wie durch die Workshops und die Predigten, um unser Verständnis des Kerygmas zu vertiefen.

Welchen Platz haben Laien und Klerus in der Evangelisierung?

Nach der Intuition des Zweiten Vatikanums ist es die Berufung der Gläubigen, ihre Taufe im Herzen der Welt zu leben, um so Zeichen und Zeugen der Hoffnung zu sein. Dabei sollten wir nicht in Machtverhältnissen denken und jetzt Laien an die erste Stelle setzen, wo früher vielleicht einmal Priester an erster Stelle standen. Das bringt an unserer gemeinsamen „Front“ der Mission nichts. Laien sind aber an ihren verschiedenen Lebensorten die hauptsächlichen Akteure der Mission. Sie nähren sich aus dem kirchlichen Leben und hier haben die Priester ihren Platz.

Olivier Leborgne (Jahrgang 1963) ist Bischof von Arras und Leiter des Rates der Französischen Bischofskonferenz für die Katechese.

HINTERGRUND

„Kerygma“ ist eine Veranstaltung der französischen Bischofskonferenz, die vom 20. bis zum 23. Oktober mit 2800 Teilnehmern in Lourdes stattfand. Akteure aus allen Bereichen der Katechese und der Pastoral tauschten sich in Vorträgen und Workshops über neue Wege der Evangelisierung aus. Außerdem wurden 200 junge missionarische Initiativen aus den Bistümern vorgestellt. fha



VON CLAUDIA KOCK

In der ukrainischen Stadt Uschhorod, im Dreiländereck zwischen Ukraine, Slowenien und Ungarn, steht die barocke Kreuzerhöhungskathedrale, die den griechisch-katholischen Christen 1773 von Kaiserin Maria Theresia geschenkt wurde. Unter der Sowjetherrschaft wurde sie in eine russisch-orthodoxe Kirche umgewandelt. Seit 1991 ist sie wieder in Besitz der griechisch-katholischen Kirche. 2003 erhielt sie die Reliquien des zwei Jahre zuvor seliggesprochenen Bischofs Theodor Romza, der auf Betreiben von Chruschtschow und Stalin 1947 ermordet worden war. Sein Gedenktag ist der 1. November.

1. November: Der Wochenheilige Der selige Bischof Theodor Romza

Theodor Romza stammte aus dem Karpatendorf Nagybocksó, wo er am 14. April 1911 in einer ruthenischen griechisch-katholischen Familie geboren wurde. Mit 19 Jahren ging er zur Priesterausbildung nach Rom, wo er am „Collegium Germanicum et Hungaricum“ und anschließend im „Collegium Russicum“ lebte. Am Weihnachtstag 1936 empfing er in Rom die Priesterweihe und kehrte anschließend in die Karpaten zurück, wo er in verschiedenen Dörfern der Eparchie Mukatschewa als Seelsorger für die griechischen Katholiken wirkte und am Priesterseminar von Uschhorod lehrte und als Spiritual tätig war. Im Oktober 1944 besetzte die Rote Armee das Karpatengebiet und forderte die griechisch-katholische Kirche auf, die Vereinigung der Region mit der ukrainischen Sowjetrepublik zu unterstützen. Ihre Ablehnung wurde den griechischen Katholiken als Widerstand gegen die Staatsmacht

ausgelegt. In dieser schwierigen Situation wurde Theodor Romza am Heiligen Abend 1944 mit nur 33 Jahren in der Kreuzerhöhungskathedrale zum Bischof der Eparchie von Mukatschewa geweiht. Die Sowjets übten sofort Druck auf den neuen Bischof aus, indem sie ihn aufforderten, das Manifest von Mukatschewa zu unterzeichnen, das die Eingliederung des Karpatengebiets in die Sowjetunion vorsah. Als er sich weigerte, wurden zahlreiche griechisch-katholische Kirchen enteignet und der russisch-orthodoxen Kirche unterstellt. Die Sowjets versuchten zunächst, Bischof Romza auf ihre Seite zu ziehen, indem sie ihn zum Übertritt in die Orthodoxie aufforderten. Als er deutlich machte, dass dies für ihn nicht infrage käme, verboten sie ihm, am Priesterseminar und an den Schulen zu unterrichten und versuchten, ihn einzuschüchtern, indem sie ihm anti-orthodoxe Propaganda unterstellten. Nach-

dem alle Versuche der Sowjets, Theodor Romza auf ihre Seite zu ziehen, gescheitert waren, beschloss der damals für die Ukraine zuständige Nikita Chruschtschow in Übereinstimmung mit dem sowjetischen Diktator Josef Stalin, den jungen griechisch-katholischen Bischof umbringen zu lassen. Am Abend des 27. Oktober 1947 wurde ein Unfall inszeniert: Die Pferdekutsche, in der der Bischof von einer Kirchweih zusammen mit einigen Priestern und Seminaristen zurückkehrte, wurde von einem schweren Militärfahrzeug gerammt, aus dem Schlägertrupps ausstiegen, die auf die Männer einschlugen. Der Kutscher wurde getötet, die anderen kamen mit Verletzungen davon. Bischof Romza wurde mit schweren Kopfwunden und einem Kieferbruch in das Krankenhaus von Mukatschewa eingeliefert. Was wenige Tage später weiter geschah, ist aus den autobiografischen

Schriften von Pawel Sudoplatow bekannt, damals einer der führenden Köpfe des sowjetischen Geheimdienstes. Sudoplatow ließ eine kleine Menge der hochgiftigen Substanz Curare besorgen – das berüchtigte „Pfeilgift“ indigener Stämme in Südamerika –, das dem Bischof von einer als Krankenschwester verkleideten Geheimdienstmitarbeiterin intravenös verabreicht wurde und das unmittelbar zu seinem Tod führte. Das Martyrium des Bischofs war ein Zeichen, das den griechischen Katholiken Mut machte, sich weiterhin zu behaupten und sich nicht der Staatsgewalt zu beugen. 128 griechisch-katholische Priester wurden nach seinem Tod in Strafgefangenenlager in Sibirien verfrachtet; die Gläubigen feierten im Verborgenen weiter die katholische Liturgie. Erst 1991, nach dem Fall des Eisernen Vorhangs, erhielten sie die Kreuzerhöhungskathedrale zurück, in der Bischof Theodor Romza heute ruht.

Ost und West spalten sich

Zeit des Übergangs: Die Jahrzehnte zwischen dem Konzil von Nicäa (325) und dem von Konstantinopel (381) – Erster Teil **VON CHRISTOPH MÜNCH**

Im Verlauf von sechs Jahrzehnten kann sehr viel geschehen. Betrachtet man allein die Entwicklungen, welche die Welt in den zurückliegenden sechs Jahrzehnten geprägt haben, so wird deutlich, dass die Spanne eines Menschenlebens in vielerlei Hinsicht grundlegende Änderungen mit sich bringen kann. Ganz gleich, ob in wissenschaftlicher, gesellschaftlicher, politischer, ökonomischer, ökologischer, technologischer oder kirchlicher Hinsicht, die Entwicklungen, die sich in der Zeit zwischen den Jahren 1963 und 2023 ergeben haben, haben das Antlitz der Welt grundlegend verändert. Alte Gewissheiten und Traditionen sind entweder längst überholt oder werden gegenwärtig immer stärker angezweifelt oder sogar offen infrage gestellt.

In Konstantins Reich tat sich ein Graben auf

Auch die rund sechs Jahrzehnte, die zwischen dem Konzil von Nicäa (325) und dem Konzil von Konstantinopel (381) liegen, stellen eine Epoche vielfältiger Unsicherheiten und Übergänge dar, in politischer wie auch kirchengeschichtlicher Hinsicht. Nicht nur schwelte während dieser Zeit der innerkirchliche Streit zwischen Anhängern und Gegnern des Arianismus weiter. Es vollzog sich auch der Übergang von einem seit dem Mailänder Edikt 313 mit anderen Religionen gleichgestellten Christentum hin zu einer christlichen Staatsreligion unter Theodosius I. im Jahr 380. In politischer Hinsicht vertieften sich zudem wegen der Verlagerung des kaiserlichen Machtzentrums vom Westen in den Osten, von Rom nach Konstantinopel, die Gräben innerhalb des römischen Großreiches – eine Entwicklung, die sich nach dem Tod Kaiser Konstantins am Pfingstsonntag des Jahres 337 noch weiter verschärfte. Die soeben erlangte Stabilität des einen Reiches unter einem Herrscher und einer von ihm geförderten Religion drohte an vielen Stellen innerhalb des Reiches wie auch an seinen Grenzen brüchig zu werden. Die Vielzahl an Faktoren, welche den Gang der Zeit in den genannten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts und damit – untrennbar verbunden – den Weg des Christentums beeinflussten, macht eine genauere Betrachtung notwendig. Denn eigentlich schien die Symbiose von einem Reich, einem Herrscher und einer Religion auf Jahrzehnte hin gesichert, wie sie mit Erlangen der Alleinherrschaft durch Konstantin im Jahr 324 und der großen Einflussnahme des Kaisers auf die innerkirchliche



Papst Silvester I. zeigt Kaiser Konstantin ein Bild der Apostel Petrus und Paulus. Detail eines Freskos von 1246, in der Silvester-Kapelle der Kirche Quattro Santi Coronati in Rom.
Foto: KNA/Corinne Simon

und dogmatisch-theologische Entwicklung auf dem Konzil von Nicäa 325 sichtbar wurde. Konstantin, vermutlich um das Jahr 285 geboren, war im Jahr des Konzils um die fünfzig Jahre alt und sollte noch weitere zwölf Jahre regieren. Doch führten gerade manche von ihm getroffene Entscheidungen dazu, dass die Einheit des Reiches durch einen tiefen Graben gefährdet war. So sah Konstantin, dessen Siegeszug zwar einst an der Milvischen Brücke in Rom begonnen hatte, die „Ewige Stadt“, wie sie schon vom römischen Dichter Tibull in den Jahrzehnten vor Christi Geburt genannt worden war, nicht als das Zentrum seiner eigenen Macht an. Stattdessen hatte er bereits eine andere Stadt ins Auge gefasst, die sein Machtzentrum werden sollte; eine Stadt, die auch seinen Namen tragen sollte und die er im Jahr 330, nur fünf Jahre nach dem Konzil von Nicäa, zu seiner Hauptresidenz machte: Konstantinopel. Dass der große Herrscher über das Römische Reich der vormaligen Hauptstadt dieses Reiches wenig Beachtung schenkte, zeigt bereits die Tatsache, dass er der von den Römern als Nabel der Welt verstandenen Stadt während seiner Regentschaft nur

drei Mal einen Besuch abstattete. Womöglich hing der Plan, im Osten eine neue Hauptstadt zu errichten, mit seinem eigenen Sendungsbewusstsein zusammen. Denn auch Kaiser Augustus, der erste Kaiser des Römischen Reiches und der zu Lebzeiten Jesu Christi regierende Kaiser, hatte mit dem Gedanken an den Bau einer neuen Hauptstadt im Osten gespielt. Dass die damit einhergehende drohende Entmachtung der römischen Elite die Eintracht im Großreich nicht gerade befördern würde, galt gleichermaßen für den ersten wie den aktuellen Herrscher. Im Vergleich zu Augustus hatte Konstantin jedoch mit den Römern nie derart enge Bande geknüpft, dass sie einen direkten Einfluss auf ihn geltend machen konnten. Daher fand er sich auch nicht in der Situation wieder, die getroffene Entscheidung vor der römischen Elite rechtfertigen zu müssen. Und doch musste ihm klar sein, dass eine derart schwerwiegende Verlagerung der Machtstruktur gen Osten politische, vor allem aber auch innerkirchliche Konflikte befördern würde. Denn nicht das einstige Byzanz war die Stadt, in der die Apostelfürsten Petrus und Paulus ihr Leben verloren hatten, von der aus aber das Chris-

tentum seinen Siegeszug angetreten hatte, sondern Rom. Konstantins Entscheidung hatte aus wirtschaftlicher Sicht durchaus nachvollziehbare Gründe: Nicht in Rom, sondern in Byzanz beziehungsweise Konstantinopel trafen sich der Landweg zwischen Europa und Asien sowie der Seeweg von Mittelmeer und Schwarzem Meer. Auf religiöser Ebene hatte diese seine Entscheidung aber erhebliche Konsequenzen, wie auch Ernst Dassmann in seiner Kirchengeschichte resümiert: „Es ist nicht leicht, für den Beginn der Entfremdung zwischen der östlichen und westlichen Kirche, die nach etlichen Zwischenspielen erst 1054 zum dauernden Bruch zwischen Rom und Konstantinopel führte, ein genaues Datum anzugeben. Sicher ist, daß in den 20er und 30er Jahren des 4. Jhs. die Entfremdung bereits begonnen hat. Die unterschiedlich akzentuierte Interpretation des Verhältnisses von Kaiser und Reich dürfte dazu nicht wenig beigetragen haben.“ Die Tatsache, dass Konstantin beim Neubau „seiner“ Hauptstadt den christlichen Glauben auf Bildern und Inschriften sowie in großen Kirchenanlagen sichtbar machte und dadurch stärkte, vermochte die Distanz zur Ewigen Stadt nicht zu verkleinern. So

erlebte auf Konstantins Geheiß hin Konstantinopel für die kommenden Jahrhunderte einen ungeahnten politischen Aufstieg, während das bis dahin große Rom im Reich an Bedeutung verlor. Die aufgezeigten Entwicklungen verdeutlichen die immense Bedeutung Konstantins, der als einziger römischer Kaiser überhaupt den Beinamen „der Große“ erhielt und der den Weg des Christentums zu Beginn des vierten Jahrhunderts trotz aller Probleme und Konflikte maßgeblich mitbestimmte und prägte. Denn auch durch innenpolitische Entscheidungen des Machthabers – wie beispielsweise die Förderung von Kirchenstiftungen oder Privilegien für den Klerus – wurde der Aufstieg des Christentums zur Staatsreligion vorbereitet und begünstigt.

Auch für die Christen begannen turbulente Zeiten

Dies gelang nicht zuletzt durch die territoriale Sicherung des Großreiches. Bis zu Konstantins Lebensende gab es keine nennenswerten Gefährdungen der Reichsgrenzen. Erst kurz vor seinem Tod sollte er damit wieder zu tun bekommen, als die Perser unter der Regentschaft des Großkönigs Schapur II. den unter Kaiser Diokletian und Schapurs Großvater Narseh geschlossenen Frieden aufkündigten und das Römische Reich in einen 26 Jahre andauernden Krieg verwickelten. In der Vorbereitung des Feldzugs gegen die Perser verstarb Konstantin und mit ihm die große Konstante im Römischen Reich. Obwohl er durch die Erhebung seiner Söhne zu Mitkaisern bereits zu Lebzeiten versucht hatte, die Stabilität des Reiches dauerhaft zu sichern, sollte sich schon bald zeigen, dass die große Ruhe der vorherigen Jahre vorüber war. Innen- und außenpolitisch begannen nach dem Tod des großen Herrschers alsbald turbulentere Zeiten, die auch ihre Auswirkungen auf das Christentum haben sollten. **Als Nicäno-Konstantinopolitanum bezeichnet die katholische Kirche ihr Großes Glaubensbekenntnis, bei dem es sich um eine Erweiterung des auf dem ersten Ökumenischen Konzil in Nicäa (325) formulierten Credos handelt, die auf dem Konzil von Konstantinopel (381) beschlossen wurde. Im Heiligen Jahr 2025 wird auch die 1700-Jahr-Feier des Konzils von Nicäa begangen. Was in jenen jungen Jahren des Christentums geschah, behandeln ab dieser Ausgabe drei Artikel auf dieser Seite.**



JUNGE FEDERN

Den Glauben im Alltag leben

Wo lang geht's zur Beichte?

VON JAKUB MALLOK

Was ging zuerst zurück? Das Angebot der Beichte, weshalb es sich die Leute abgewöhnt haben, dahin zu gehen, oder die Nachfrage, weshalb die Pfarrer keinen Grund mehr sahen, sich in den Beichtstuhl zu setzen? Jetzt aber ist die Lage so, dass selbst dann, wenn man zur Beichte will, das gar nicht mehr so einfach ist: Meist gibt es keine festen Zeiten mehr, man muss ein ordentliches Stück reisen, sich vorher im Sekretariat oder direkt beim Pfarrer melden – und wenn man dann gezwungenermaßen in eine neue Ge-

meinde kommt, erst einmal nachfragen: Wo lang geht's zur Beichte? Es ist etwas Erniedrigendes an dieser Frage, sie offenbart die eigene Fehlerhaftigkeit. Insofern ist sie eine gute Probe. Denn wenn ich mich für diese Frage schäme, dann weiß ich, dass ich nicht zur Beichte bereit bin. Da steckt noch ein weltlicher Stolz in mir, ein Bedacht-sein auf die eigene Wirkung und das Ansehen, was zeigt, dass die demütige, reuevolle Einsicht noch nicht voll den Geist ergriffen hat. Denn wenn man die Sünde als Verletzung Christi betrachtet, dann ist erst einmal nichts wichtiger als die Versöhnung, irgendwelche Hemmungen kommen einem dann nicht in den Sinn. Genauso habe ich auch gelernt, die langen Wege zur Beichte wertzuschätzen. Die Symbolik, sich in Hoffnung auf Versöhnung mit dem Vater auf den Weg zu ma-

chen, bewegt einen auch emotional. Der Weg gibt einem Zeit, die vielen verschiedenen Gefühle von Sorge, Vorfreude, Reue und Scham zu ordnen, bis der harmonische Klang einer sehr intensiven, persönlichen Zutraulichkeit daraus entsteht. Da die Beichte aber so selten geworden ist, haben auch Priester sie sich abgewöhnt. So kommt es auch immer wieder mal vor, dass ein Pfarrer einen Termin vergisst oder dass die angegebenen Zeiten nicht eingehalten werden. Es ist schmerzhaft, wenn der Beichtstuhl leer ist, was schnell zur Verzweiflung führt. Die Gnade der Vergebung kennt keine Garantie, im Gegenteil. Und zu meinen, dass man ein Recht oder einen Anspruch darauf hätte, wäre ein schlimmer Fehler. Die Gnade ist ein Geschenk, ein großes und bedeutendes Geschenk, weil es alles andere als selbst-

verständlich ist. Aber es ist eben ein Geschenk, um das man nicht verzweifelt bangen, sondern auf das man hoffen kann und soll. Dass die Beichte so selten geworden ist, ist tragisch und gefährlich, kein Zweifel. Aber: In der Wirtschaft gilt das Prinzip, dass das, was selten ist, wertvoll ist. Deshalb wird die Menge von Edelsteinen auf dem Markt streng reguliert. Wenn alle Edelsteine, die es im Augenblick gibt, zugleich auf den Markt kämen, wäre dieser übersättigt, die Edelsteine wären nichts Besonderes und der kommerzielle Wert würde fallen. Der Wert der Beichte ist nicht kommerziell und für die Seele unantastbar wichtig, sodass ihn keine Geldsumme definieren und relativieren könnte. Genauso ist es aber eigentlich auch mit Edelsteinen. Egal ob einer fünfzig oder fünftausend Euro kostet, ein Edelstein

bleibt ein Edelstein mit seinem Wert. Der einzige Unterschied, den die Rarität auf dem Markt im Vergleich zu einer Übersättigung macht, ist vielleicht der, dass dann, wenn es wenige Edelsteine gibt, die Leute genauer hinschauen, wie wunderschön diese Steine doch sind.

Der Autor ist 19 Jahre alt und studiert Germanistik.



Der Logos und die Öko-Logie

Der Begriff der Natur ist schon oft missbraucht worden. In der Politik sowohl von rechten wie auch von linken Ideologien. Um zu einem angemessenen Umgang mit diesem Planeten zu kommen, sollten deshalb zunächst die Kernbegriffe klar sein

VON SASCHA VETTERLE



In seiner Rede vor dem deutschen Bundestag erklärte Benedikt XVI.: „Die Bedeutung der Ökologie ist inzwischen unbestritten.“ Doch das – und die hierfür verantwortliche Ökologiebewegung – hat eine lange Vorgeschichte. Um 1900 bildete sich als Reaktion auf die Industrialisierung die Wandervogelbewegung. Bereits 100 Jahre früher betrieb die Romantik in Reaktion auf den als steril empfundenen Vernunftglauben der Aufklärung eine Idealisierung der Natur. Der „deutsche Wald“ wurde zum Sehnsuchtsort für Generationen.

Alle drei Bewegungen kennzeichnete eine ausgeprägte Technik- und Vernunftkritik. Das ging und geht teilweise einher mit einem Hang zum Irrationalen, einer Idealisierung des Primitiven bis hin zu Esoterik und neuheidnischer Naturmystik. Interessanterweise konnten sich zumindest Teile der Ökologiebewegung – und nicht zuletzt die parteipolitisch organisierten – dieser Tendenz entziehen und unter Schlagworten wie „ökologisch-soziale Marktwirtschaft“ ihren Frieden mit einer rein instrumentellen Vernunft machen, die in allem eine zu optimierende und nachhaltig, das heißt möglichst ertragreich, auszubetende Ressource sieht; seien es nun Bodenschätze oder Menschen.

Hiermit sind die beiden Versuchungen umrissen, welche mit dem Ökologie-Begriff verbunden sind: eine Ökologie, die sich dem technokratischen Paradigma unterwirft, dabei ihr kritisches Potenzial aufgibt und zu einem Instrument von Herrschaftsinteressen wird, indem entweder die Lösungsgenuin ethischer Probleme – der sozial und generationengerechte Zugang zu den Gütern der Schöpfung – allein bei Markt und Technik gesucht wird, sozusagen die bevorzugte Option für die Reichen, oder „Ökologie“ zur Legitimierung eines top-down-Ansatzes missbraucht wird, in dem Bürger zu Objekten staatlicher Lenkung und Planung reduziert werden.

Eine solche Instrumentalisierung der Ökologie muss bei jenen, die sich – zu Recht oder zu Unrecht – als ihre Opfer empfinden, eine Reaktion hervorrufen. Insofern jene, die das Herrschaftsinstrument „Ökologie“ gebrauchen, für sich selbst „Vernunft“ und „Wissenschaft“ beanspruchen, besteht die Gefahr, dass jene, die sich dagegen zur Wehr setzen, irrational, ja antirational werden, damit ihre Sprach- und Dialogfähigkeit verlieren und schließlich zu Gewalt greifen, da sie sich schlicht nicht mehr anders zu helfen wissen. In diesem Licht scheint es kein Zufall mehr, dass der AfD-Vordenker Marc Jongen vor einigen Jahren dazu aufrief, den „thymos“, also den Zorn, auf Kosten des logos gesellschaftlich aufzuwerten.

Zum anderen ist da eine biozentrische Ökologie, welche die Umwelt anthropomorphisiert und so unfähig wird, die Sonderstellung und einzigartige Würde des Menschen zu erfassen, so dass schließlich die Menschheit als Virus aufgefasst wird, der die Erde befallen hat und den man um ihrer Gesundheit willen bekämpfen muss. Der Verzicht auf eigene Kinder oder deren Abtreibung erscheint in einer so verdrehten Weltansicht dann auf einmal ethisch geboten.

Doch wie sieht eine Ökologie aus, die diese Versuchungen vermeidet? Die Antwort auf diese Frage liegt im Begriff selbst. „Natur“ stammt vom lateinischen Verb „nasci“ – „geboren werden“. Der Begriff unterstreicht das organische Wachstum und damit die historische Dimension. Das macht „Natur“ zu einem tendenziell konservativen, ja einem „rechten“, Begriff. Andererseits steht er eher der biozentrischen Versuchung nahe, da er mit dem organischen Wachstum das Kontinuum gegenüber dem Unwiederholbaren und Einzigartigen betont – und damit das Gesetz des permanenten Entstehens und Vergehens

im kosmischen Ganzen gegenüber der konkreten menschlichen Person mit ihrer unsterblichen Seele.

Dies trifft sich aber wiederum mit der, in diesem Fall deutschnationalen, Rechten und ihrem kollektivistischen Hang zum Völkischen, wie er etwa in Teilen der AfD kursiert, jedoch unübertroffen ins Wort gebracht wurde mit dem nationalsozialistischen Slogan „Du bist nichts, Dein Volk ist alles.“

Die religiöse Entsprechung hierzu findet sich in pantheistischen Gottesvorstellungen, in denen die Erde oder Natur zur „Mutter“ stilisiert wird, die nicht nur alles hervorbringt, sondern auch wieder verschlingt und damit allein Bestand hat.

Einen dezidiert anthropozentrischen Ausgangspunkt hat der Umweltbegriff. Im Mittelpunkt steht das menschliche Subjekt. Die übrige – menschliche wie nicht-menschliche – Realität ist in Abhängigkeit von ihm als seine Um-Welt definiert. Auch wenn beim Umweltbegriff in seiner herkömmlichen Verwendung grundsätzlich die wechselseitige Abhängigkeit von Mensch und Umwelt anerkannt wird, so steckt im Begriff selbst doch die Versuchung, die Um-Welt auf ein gestaltbares Objekt zu reduzieren, das zur Verfügung steht oder verfügbar gemacht werden kann – durch bio, geo oder social engineering. Es zeigt sich: Im Umweltbegriff ist das technokratische Paradigma bereits grundgelegt.

Doch noch bevor über die Umwelt verfügt werden kann, ist sie als Objekt Gegenstand der Erforschung. Der Umweltbegriff steht so auch einem positivistisch-scientistischen Weltbild nahe, demzufolge die Realität auf das empirisch Erfassbare reduzierbar sei. Im Hintergrund steht ein materialistischer Atheismus, wie er spätestens seit Karl Marx in Teilen der Linken populär ist, insofern er der Rechtfertigung ihrer Allmachtsphantasien dient.

Wohlgemerkt: Der Umweltbegriff hat insofern seine Berechtigung, dass das Universum als Ganzes und all seine Bestandteile natürlich auch Gegenstand der Forschung und der Gestaltung sind oder sein können. Die Probleme beginnen da, wo diese Sicht Ausschließlichkeit beansprucht.

Und Ökologie? In ihr steckt – darin deckungsgleich mit der ganzen Realität – der Logos. Das Universum ist keine zufällige Ansammlung von Atomen, die man nach Belieben, also willkürlich, rekonfigurieren kann. Es ist erfüllt von Logos, von Sinn, den der Mensch, das zoon logikon, in Sprache fassen kann. Die Ökologie handelt vom Sinn der Welt. Das beinhaltet, dass die Welt aus Zusammenhängen besteht, die es zu achten und zu respektieren gilt. Nichts führt uns dies heute so eindrücklich vor Augen wie der menschengemachte Klimawandel. Es wird noch deutlicher, wenn man den ersten Wortteil in die Betrachtung mit hinein nimmt: oikos, griech. für „Haus“.

Ein Haus dient seinen Bewohnern – es ist ihnen nicht vor- oder übergeordnet, wie die Mutter ihren Kindern. Entsprechend muss die Sorge für das Haus die Sorge für die Bewohner miteinschließen und sogar voraussetzen – und hier insbesondere für die Schwächsten; ge-

rade auch jene, die noch keine eigene Stimme haben. Zugleich lässt sich aber auch das Haus nicht auf den rein funktionalen Aspekt reduzieren. Die Bewohner stehen ihm nicht allein sachlich-nüchtern gegenüber, wie angeblich der idealtypische Wissenschaftler seinem Forschungsgegenstand.

Im Haus steckt auch das Zuhause. Es ist oder wird Teil der Geschichte und Identität seiner Bewohner. Diese fühlen sich ihm emotional verbunden und ihm gegenüber moralisch verantwortlich – oder sind es jenseits des Bildhaften auch ganz konkret rechtlich. Sir Roger Scruton sprach in diesem Zusammenhang von Oikophilie.

Schließlich besitzt ein Haus seine eigene Logik, folgt einem bestimmten Gesetz. Bevor ich etwas in der Wand befestigen möchte, vergewissere ich mich besser, wo genau die Stromleitungen verlaufen. Es ist mitnichten beliebig, wo ich die Bohrmaschine ansetze. Es lohnt sich also, die Logik des Hauses – inklusive der Logik des Miteinanders der Bewohner, das, was gemeinhin Naturrecht genannt wird – zu studieren und zu befolgen.

Zugleich verweist diese Logik uns über das Haus hinaus. Denn das Haus hat sie nicht aus sich selbst. Es folgt in seiner Logik dem Plan seines Erbauers. Sie immer besser zu verstehen, bringt uns also – wenn auch noch so vage – in Kontakt mit seinem Erbauer, lässt uns ihn und seine Art zu denken und zu entscheiden, besser verstehen. So gesehen ist der Ökologiebegriff offen für transzendente Gottesvorstellungen oder legt diese sogar nahe.

Die Kirche muss sich stark machen für einen ganzheitlichen, einen katholischen, Ökologiebegriff, der Einseitigkeiten vermeidet, die vordergründig so gegensätzlich erscheinen, bei näherem Hinsehen jedoch gleichermaßen eine Gefahr für Freiheit und Würde der menschlichen Person darstellen. Zugleich macht das erwachte ökologische Bewusstsein das zeitgenössische Denken offener für die Botschaft vom göttlichen Logos als ein früheres, mechanistisch geprägtes. Es ist eine Chance, ein Gottesgeschenk, das angenommen werden will. Ebenfalls bietet diese ganzheitliche Ökologie einen Ansatz für eine auf Orientierungssuche befindliche Union, den sie den Einseitigkeiten von links und rechts entgegensetzen kann und sollte.

Ein solcher, der Würde der menschlichen Person entsprechender, Ansatz verlangt, auf übermäßige staatliche Lenkung und Planung zu verzichten und zugleich nicht allein auf Markt und Technik zu vertrauen. Stattdessen gilt es auf die Eigeninitiative, nicht so sehr der Unternehmer, als der Bürger – und ihre Oikophilie – zu bauen und zivilgesellschaftliche und dezentrale Lösungen zu fördern.

Der Autor leitet das Institut für ganzheitliche Ökologie (IgÖ).





Den Frieden verteidigen

VON KRISTINA BALLOVA

Vor kurzem besuchte ich mit meiner Familie die wallonische Stadt Dinant. Die berühmte Zitadelle erinnert an heftige Gefechte der deutschen und französischen Armee im Ersten Weltkrieg. Ein netter Sonntagsausflug wurde somit zu einer Reflexion über den Krieg. Den Kindern schienen die Ursachen des Ersten Weltkriegs und der Krieg als solcher völlig unverständlich zu sein. „Am 28. Juni 1914, als der Thronfolger von Österreich-Ungarn in Sarajevo ermordet wird, führen die Beistandsmechanismen der Bündnisse zu einem Dominoeffekt aufeinander folgender Kriegserklärungen“, las mein Sohn auf einer Gedenktafel. Ein solcher „Dominoeffekt“ scheint heute nicht allzu entfernt zu sein. Der Krieg in der Ukraine wirkt zunehmend unlösbar, die Situation in Gaza könnte unüberschaubare und weitreichende Folgen für die ganze Welt haben. „Der dritte Weltkrieg“ geht so leicht über die Lippen wie noch nie. Das macht mir Angst. Wir haben uns an den Krieg gewöhnt. Wer nicht nach mehr Waffen und klaren Positionierungen ruft, wird als verdächtig oder als Diener dunkler Mächte eingestuft. Für jemanden wie mich, der bislang nur im Frieden und der Demokratie lebte, scheint es widersprüchlich. Der Feind steht fest, und andere Meinungen sollten besser nicht ausgesprochen werden. Dieser gesellschaftliche Zwang, der bereits vor einigen Jahren mit der Pandemie anfieng, sich mit dem Krieg in der Ukraine fortsetzte und heute allen ein Bekenntnis zu Israel abverlangt, macht zunehmend müde. Die Helden von gestern werden über Nacht zu Feinden. Greta Thunberg schaffte es von einer gefeierten Klima-Ikone direkt zum „Nazi“. Ohne eine besondere Sympathie für die junge Aktivistin zu haben, muss ich gestehen, sie trotz ihrer Solidaritätsbekundung mit Palästina weder für eine Antisemitin, noch einen „Nazi“ zu halten. Deutschland soll an der Seite Israels stehen, das Deutsch-Sein oder überhaupt Mensch-Sein an einem Bekenntnis zu einem anderen Land festzumachen, wird aber nicht zur Beruhigung der Lage führen. Keine Toleranz der Intoleranz, wird man einwenden. Wenn sich aber die eine Seite positioniert, warum darf es die andere Seite nicht? Die Argumentationslücke wird oft mit moralischen Argumenten gefüllt, was noch zu tieferen gesellschaftlichen Gräben führt. Was heute fehlt, ist eine tiefe und gründliche Auseinandersetzung mit den Argumenten der Gegenseite. Wer meint, im Recht und auf der richtigen Seite zu stehen, sollte nicht vergessen, sich selbst den „Advocatus Diaboli“ zu spielen. Auch Argumente, die richtig, gerecht und unangreifbar zu sein scheinen, müssen einer Prüfung unterzogen werden. Selbst der heilige Thomas von Aquin führt in seiner Methodologie aus, die Argumente des Gegners so gut darzustellen, wie dieser selbst sie nicht besser formulieren könnte. Erst dann kann man den eigenen Standpunkt verteidigen. Vielleicht gelangt man so zu einer Basis, auf der sich für den Frieden kämpfen lässt. Um es mit den Worten von Papst Franziskus zusammenzufassen: „Krieg, jeder Krieg, den es auf der Welt gibt, ist eine Niederlage.“ Frieden ist daher das Gebot der Stunde und als Christen und Europäer sollten wir uns für ihn einsetzen.



Die Autorin betreibt den Blog „Frau mit Eigenschaften“. Foto: Archiv

Verbrecher, König, Vorfahr Jesu

Die Menschen in der Bibel sind alle in irgendein Geheimnis verstrickt – das gilt auch für David **VON MARTIN PLODERER**

Ein kleiner Knabe mit einer Steinschleuder. Ein Schafhirt, aber auch ein Musiker, ein Künstler. Später wird er zum Verbrecher und zum König, ja sogar zum Vorfahren Jesu. Ein Mensch, der nicht so fragmentarisch ist wie alle anderen, ein Mensch, dem alles zur Verfügung zu stehen scheint, Talent von Geburt an, Vermögen und Macht durch Erwerb, Zeit durch Gnade... Ein Mensch, der anscheinend alle potenziellen Phasen, die ein menschliches Leben so bieten kann, durchlebt. Hat es ihn je geschert, ein „guter“ Mensch zu sein oder zu werden?

Die Menschen in der Bibel sind alle in irgendein Geheimnis verstrickt, sie sind auch irgendwie anders, und vielleicht doch nicht. In ihrer jeweiligen Andersartigkeit sind sie jedem von uns bis heute ähnlich und genau in dieser von der scheinbaren Andersartigkeit geprägten Ähnlichkeit liegt ihre Faszination. Sie sind anders als alle anderen, weil sie in höchstmöglichem Maße sie selbst sind. Und sie haben uns eben doch immer noch etwas zu sagen – oder gerade deshalb.

David ist zunächst ein Schafhirt und spielt Harfe. Wir stellen uns eine Idylle vor. Später wird er auch noch zum Dichter – zahlreiche Psalmen werden ihm zugeschrieben. Dichtung kann höchster Ausdruck von Liebe sein, indem sie Wahrheit auch mit deren Feinden zu teilen sucht und keinerlei Lob oder Dank erheischt.

David ist gottesfürchtig, voll des Vertrauens in den Herrn. Das ist zu seiner Zeit wohl eine Art Selbstverständlichkeit. Wie sonst wäre es zu erklären, dass er mit einer kleinen Steinschleuder den mächtigen bis auf die Zähne bewaffneten Riesen Goliath zur Strecke bringen kann, dass er sich auf diesen ungleichen Zweikampf überhaupt einlässt? Natürlich, Gott ist mit ihm, aber das ist doch auch irgendwie unfair. Wieso ausgerechnet mit ihm? Diese Frage stellt sich als müßig heraus. Er ist eben der Kleine, Schwache, dem es gegeben ist, zu siegen und bis zum Königtum aufzusteigen, und darin verbirgt sich eine starke Botschaft an uns Menschen bis heute. Auch als David zum Mörder und Ehebrecher wird, lässt Gott ihn nicht fallen. Gott scheint David für Seine Pläne zu brauchen, koste es, was es wolle. Auch Gott muss mit jenen Menschen auskommen, die halt gerade zur Verfügung



Keiner ist perfekt: Alle drei Monate wird die David-Statue in Florenz entstaubt und nach Rissen untersucht. Foto: IMAGO/Vandeville Eric/ABACA

stehen. Ist das so? Der kleine Schafhirt verdankt seine weitere Karriere also einer kleinen Steinschleuder und dem großen Maul des Philisters. Aus heutiger Sicht könnte man sich fragen, ob das wirklich ein so erstrebenswerter und vorbildlicher Weg war und ist, denn die Demut blieb dabei zweifellos auf der Strecke und diese ist es doch gerade, die wir anhand der biblischen Geschichten erlernen möchten. In der Demut wohnt die Wahrheit. Vielleicht lässt sich so manche dieser Geschichten auch eher als abschreckendes Beispiel erklären. Wenn wir schon den wahren Vorbildern nicht folgen, so versucht Gott uns da und dort wenigstens zu warnen. Doch der Titel eines Buches von Manès Sperber lautet „Die vergebliche Warnung“, und dieser erscheint uns nach mehreren Tausenden von Jahren Menschheitsgeschichte irgendwie wie ein absoluter Pleonasmus.

Was lernen wir also aus Davids Geschichte? Es gibt kaum ein Verbrechen, das er nicht begangen hätte und dennoch wird er zum Vorfahren des Erlösers. Doch liegt darin wirklich ein Widerspruch? Wäre die Liebe Gottes eindrücklicher nachzuvollziehen als durch diese Unbegreiflichkeit? Ja, ist es nicht die Liebe Gottes, der wir uns immer und immer wieder verweigern, indem wir Ihn in der einen oder anderen Weise leugnen – sei es in Worten, sei es durch Taten? Liegt nicht eine gewaltige Hoffnung darin, dass am Ende die Liebe, die in Vergebung und Barmherzigkeit ihren höchsten Ausdruck findet, über all die menschlichen Irrwege und Irrtümer siegen wird?

Außenstehende werfen der Bibel und vor allem dem Alten Testament nicht selten Blutrünstigkeit vor und vermissen darin die sehnstüchtig erwartete Botschaft der Liebe. Abschätzig sprechen Besserwisser unserer Tage gerne von einem bloßen „Narrativ“, um den biblischen Geschichten ihre Kraft zu rauben, die jedoch in der unausrottbaren Verwurzelung der menschlichen Natur liegt, deren Eingeständnis zum Tor zur Selbsterkenntnis und damit zur Freiheit wird. Diese Freiheit aber ist nicht zuletzt eine Voraussetzung für den endgültigen Sieg der Liebe Gottes, die über alles triumphiert.

HAYERS HORIZONTE

Zuversicht durch Literatur

VON BJÖRN HAYER

Dass es dem Land an Vorbildern fehlt, stellt man allein schon an der grassierenden Politikerverdrossenheit fest. Wem noch vertrauen? Wem noch zutrauen, dass er oder sie den Kampf gegen die Finsternis in diesen Tagen aufzunehmen vermag? Nun, wenn schon die Regierende und Parlamentarier wenig Identifikationspotenzial bieten, hilft eventuell ein Blick auf die Intellektuellen. Auf so einen mutigen Kopf wie Salman Rushdie, der für seine Haltung und für sein Werk just mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde. Zu Recht! Woher kommt und wofür steht er? 1947 im heutigen Mumbai geboren, wuchs der britisch-indische Schriftsteller in einer muslimischen Familie auf. Mit seinem ersten großen Erfolg, „Die satanischen Verse“ (1988), zog er den Zorn des damaligen obersten Führers des Irans auf sich, der ein Todesurteil über ihn verhängte. Seither befand er sich auf der Flucht, wurde zeitweise von Leibwächtern bewacht. Doch nicht genug, denn 2022 wurde er Opfer einer Messerattacke in

den USA, wodurch er auf einem Auge erblindete und die er nur knapp überlebte. Abschrecken ließ sich Rushdie dennoch nie. Unentwegt schrieb er weiter, für eine offene und freie Gesellschaft, für die Einhaltung der Menschenrechte, für religiöse und weltanschauliche Toleranz. Gerade in unserer Gegenwart dürfte die Wichtigkeit seiner Stimme kaum zu überschätzen sein. Seine Rede anlässlich der Prämierung auf der Frankfurter Buchmesse zeugt anschaulich davon. Es gelte, „schlechte Rede mit besserer Rede [zu] kontern, falschen Narrativen bessere entgegen[zu]setzen, auf Hass mit Liebe [zu] antworten und nicht die Hoffnung auf[zu]geben, dass sich die Wahrheit selbst in einer Zeit der Lügen durchsetzen kann“. Gegenhalten, spricht aus diesen Worten, sich nicht in die Ecke drängen lassen von den Extremisten und Radikalen. Und seine Meinung zur virulenten Auseinandersetzung im Nahen Osten? Hierzu äußerte er sich in einem Interview so: „Der Krieg muss aufhören. [...] Krieg ist Hölle. Es gibt keine gute Art des Krieges.“ Ob diese gut gemeinten Worte die Verantwortlichen erreichen? Immerhin gibt

es für den Autor eine Zuversicht, nämlich die Literatur. In ihr können andere Welten entstehen, kann sich Andersdenken kundtun. So gesehen, erweist sie sich als jener Raum, in dem einer der höchsten Werte des Schriftstellers seinen Widerhall findet: Die Meinungsfreiheit. Eindringlich warb er für sie in Frankfurt und warnte vor einem falschen Tugendwächtertum, das nur in die Zensur führe. Vielleicht muss man all dies einfach immer wieder immer sagen. Nicht müde werden, Verantwortung zu übernehmen. Rushdie ist daher ein Vorbild „für seine Unbeugsamkeit, seine Lebensbejahung und dafür, dass er mit seiner Erzählfreude die Welt bereichert“, hat ihn nun der Stiftungsrat des Preises gelobt. Daniel Kehlmann, der Laudator des Abends ergänzte wiederum, er sei eine „Symbolfigur für Kunstfreiheit“ und „unbestritten einer der großen Erzähler der Literaturgeschichte [...] – vor allem aber ein weiser, neugieriger, heiterer und gütiger Mensch“. Dem ist nichts weiter hinzuzufügen.



Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geht zu Recht an Salman Rushdie

Keine Schönwetterveranstaltung

Jubiläumsbuchmesse in Frankfurt: Das Buch lebt und bewegt die Menschen auch weiterhin **VON PETER WINNEMÖLLER**

Es war ein Jubiläum. 75 Jahre alt wird die Frankfurter Buchmesse in diesem Jahr. Durch die deutsche Teilung wurde 1949 die Tradition der Buchmesse in Frankfurt wieder aufgenommen. Inzwischen haben sich nach der Wiedervereinigung mit Leipzig im Frühjahr und Frankfurt im Herbst zwei Buchmessen etabliert. Am virtuellen Eingang der Frankfurter Buchmesse, an der Stelle auf der Webseite, wo man die Tickets erwirbt, fand sich ein Button mit der Aufschrift: „Code of Conduct“. Das ist Neudeutsch für mütterliche Ermahnung. Man möge sich als Gast gut benehmen. „Putz die Schuhe, kämm die Haare und mach einen Diener, wenn Du die Hand zur Begrüßung reichst.“ „Ja. Mutti!“ Die Buchmesse ermahnte ihre Gäste zu wokem Wohlverhalten. Doch prompt kam schon zur Eröffnung ein Rüpel aus dem Gastland Slowenien und legte seine dreckigen Füße verbal auf das weiße Tischtuch, rülpste bei Tisch und gab der sauber-woken Eröffnungsveranstaltung einen säuerlichen Beigeschmack. Die Rede von Slavoj Žižek, einem Philosophen aus dem Gastland Slowenien, war ein handfester Skandal. Doch weil auch der Rüpel zur gelungenen Familienfeier gehört, hat ihn der Direktor der Buchmesse Jürgen Boos öffentlich einen Rüpel genannt und erklärt, warum man auch einem Rüpel zuhören muss: Meinungsfreiheit ist keine Schönwetterveranstaltung, sie kommt erst dann zum Tragen, wenn die Mehrheit sich vor Ekel über das Gesagte fast übergibt.

Katholische Verlage fehlen fast völlig

Der Auftakt der Buchmesse mag ein Eklat gewesen sein, er war aber auch ein Zeichen der Hoffnung. Andere unbequeme Denker und Redner sind schon für weit weniger gecancelt worden. Inhaltliche Kritik brachte der Philosoph Peter Trawny auf Facebook, indem er die Einladungspolitik der Buchmesse kritisierte. Es könne der Eindruck entstehen, Žižek, Dolar und Zupančič seien die Slowenische Philosophie. „Sie sind es nicht. Jedenfalls nicht in der Geschichte Sloweniens, nicht in der akademischen Situation dort“, so Trawny. Žižek sei, so Trawny, getrieben von der Lust an der Pointe, mit der er allerdings hier peinlich gescheitert sei. „Denken im Widerspruch muss nicht notwendig eines in schlechten Pointen sein“, brachte Trawny seine Kritik auf die Spitze und spielte damit auf die Bemerkung Žižeks zu Heydrich an. Es mag vielleicht



Kämpferisch: Starphilosoph Slavoj Žižek trat bei der Buchmesse als Rüpel auf.

Foto: IMAGO/Chris Emil Janssen

kein Skandal sein, doch eine Enttäuschung ist es allemal. Katholische Verlage fehlten auf der Buchmesse fast völlig. Eine kleine Gruppe von Verlagen rund um Bonifatius aus Paderborn, katholisches Bibelwerk und katholisches Medienhaus fanden sich an einem gemeinsamen Stand in Halle 3. Von sensationellen Neuerscheinungen im Sektor geistliche Themen oder Theologie war keine Spur. Nicht einmal der Herder-Verlag präsentierte sich in Frankfurt mit einem Stand. Dafür hielt die Deutsche Vereinigung für eine Christliche Kultur (DVCK) direkt neben dem katholischen Gemeinschaftsstand die christliche Fahne hoch. Drei Bücher zum Synodalen Weg hatte Matthias von Gersdorff im Angebot, während man bei den katholischen Verlagen nichts dazu finden konnte. Offensichtlich ist das Thema auf dem Buchmarkt nicht von Interesse. Dafür fand man bei Bonifatius ein Buch über eine Ex-Nonne und einen Ex-Pater, die inzwischen verheiratet sind. Zeugnisse über gelingendes Ordensleben suchte man vergebens. Das katholische Buch ist leidend, könnte man denken, doch es gibt gute katholische Verlage mit guten Büchern. Sie sind nur leider sehr abwesend auf der Buchmesse. Hohe Standpreise und geringe Margen beim Buchverkauf sind sicher gute Gründe. Gefehlt haben sie trotzdem. Aber auch der säkulare Buchmarkt ist hart umkämpft. Die großen, bunten Stände

der Verlagsriesen Penguin, Droemer und Knaur, Ullstein, Pieper, Fischer und wie sie allen heißen signalisieren nach außen einen dynamischen Markt, doch die Umsätze im Buchhandel steigen nur nominell wegen massiver Preiserhöhungen. Im Durchschnitt stieg der Preis für ein Buch im Sektor Belletristik um mehr als 13 Prozent. Ein Ratgeber- oder ein Sachbuch verteuerten sich ebenfalls um jeweils mehr als 12 Prozent. In Zeiten knapper werdender Mittel sind derart massive Preiserhöhungen mindestens riskant.

Eine neue Dynamik erlebt das Buch ausgerechnet bei jungen Menschen. „Das gedruckte Buch lebt!“, lautet die Botschaft, die ausgerechnet eine der umstrittensten Apps in der Social-Media-Welt aussendet: TikTok. In der chinesischen App, die unter Datenschutzaspekten zu Recht massiv in der Kritik steht, boomt mit dem Hashtag #BookTok eine ganz eigene Bücherwelt. Hier entfaltet sich eine ungeheure Dynamik rund um das gedruckte Buch. Influencer empfehlen Bücher und deren Follower kaufen und lesen, und sie ihnen gezeigt wird. #BookTok ist mit einem Stand auf der Buchmesse und eine ganze Reihe quirliger junger Menschen kennt hier nur ein Thema: Lesestoff. Die Dynamik ist enorm. Sowohl Verlage als auch Autoren suchen den Kontakt zu den Influencern und bezahlen für die Vorstellung der Bücher auf TikTok.

Das ist keine klassische Rezension. Das Buch wird in die Kamera gehalten und es wird mal mehr mal weniger emotional erzählt, warum dieses Buch so wichtig ist. Selbst das Börsenblatt des Deutschen Buchhandels druckt eine #BookTok-Bestsellerliste ab. Bei der Preisverleihung des TikTok Book Awards ließ sich auch Otto Waalkes sehen.

Je schärfer und härter umkämpft der Buchmarkt wird, umso höher hängen die Hürden der Verlage für die Autoren. Da wird es zunehmend interessanter für die Autoren, selber Verleger zu werden. Der Bereich Selfpublishing macht sich auf der Buchmesse sichtbar. Book on Demand (BoD) ist ebenso mit einem Stand auf der Messe vertreten wie der Selfpublisher-Verband. Freie Lektoren bieten ihre Dienste an, Korrektorat und Grafik sind ebenfalls Themen. Auf einem Podium zum Thema Selfpublishing stellen Autoren ihre Motivation vor, ihre Bücher selber zu verlegen. Einer der Autoren ist Geschäftsführer des Oetinger-Verlages. Warum verlegt ein Verleger sich selber? Die Antwort gibt Thilo Schmid gerne. Im Verlag muss das Buch ins Programm passen. Der Selbstverleger kennt sein Publikum und weiß, dass sein Buch gelesen wird. Zwischen dem klassischen Verlag und den Selfpublishern gibt es weniger Animositäten als zu früheren Zeiten. Man nimmt sich eher als Ergänzung wahr. Buch-

händlerin Sarah Natusch bestätigt, dass auch selbstpublizierte Bücher langsam ihren Weg in den Buchhandel finden. Die Buchmesse zeigt, dass digitale und analoge Welt immer weiter zusammenwachsen. Bei BoD werden gedruckte Bücher hergestellt. Werbung machen die Autoren selber in den Sozialen Medien, in eigenen und fremden Blogs und nicht zuletzt über Influencer. Während Verlage das Marketing für Ihre Autoren übernehmen, sagt eine Vertreterin von BoD, bei 65000 Autoren sei es nicht möglich, den einzelnen Autoren zu betreuen. Der US-Konzern Amazon unterhält mit seinem Programm Kindle Direct Publishing (KDP) den weltweit größten Pool an selbstpublizierten Büchern. Dabei geht es nicht nur um EBooks, auch das Taschenbuch oder das gebundene Buch ist für Autoren im Angebot. Der erfolgreiche Fantasy-Autor Sam Feuerbach publiziert auf diese Weise und empfiehlt es ausdrücklich. Man behält die Rechte an seinem Buch, es ist schnell hochgeladen und man bindet sich nur, wenn man sein Buch ins Programm von Kindle Unlimited aufnehmen lässt. Aber auch dann bindet man sich nur für drei Monate. Ein stark wachsendes Segment ist das Hörbuch. Auch hier ist Feuerbach aktiv. Im Gespräch am Stand von KDP stellt der Autor diese andere Art des Literaturgenusses vor. Der Sprecher spielt eine große Rolle. Viele Hörer wählen die Hörbücher nach dem Sprecher aus. Die Qualität der Aufnahme ist entscheidend für den Hörgenuss. Auch hier schreitet die Technik voran. Amazon bietet bei einigen Büchern schon die Kombination zwischen Ebook und Hörbuch an, so dass man nahtlos von Lesen auf Hören und umgekehrt wechseln kann.

Auch die Prominenz war auf der Buchmesse vertreten. Verona Pooth signierte bei Thalia ihr Buch „Die Supermilf“. Elke Heidenreich kam ebenfalls zum Signieren vorbei. Der beeindruckendste prominente Gast war der Autor Salman Rushdie, der in diesem Jahr mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde. Rushdie war im vergangenen Jahr in den USA auf offener Bühne mit einem Messer angegriffen worden. Der Schriftsteller ist seitdem auf dem rechten Auge blind. Sein Auftritt mit einem verdunkelten Brillenglas ist inzwischen fast ikonisch. (Siehe auch S.18) Auf zahlreichen Bühnen und Podien wurde auch in diesem Jahr politisch und gesellschaftlich diskutiert. Zum Abschluss der Buchmesse drei Zahlen: Mehr als 4000 Aussteller aus 95 Ländern lockten 215000 Besucher nach Frankfurt.



Die Polen haben sich für eine Anpassung an den gegenwärtigen ideologischen und politischen Zustand Westeuropas entschieden

Kann man aus der Geschichte lernen?

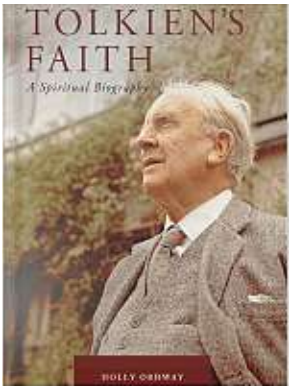
Polen hat gewählt – und wenn PiS in absoluten Stimmen trotz zwei Legislaturperioden an der Macht immer noch die stärkste Partei bleibt (ein Novum in der polnischen Geschichte), fiel die hohe Wahlbeteiligung doch letztlich nicht zu ihren Gunsten aus. Die bisherige Opposition hat eine komfortable Mehrheit für eine Machtübernahme erhalten, und, was noch wichtiger ist: In Polen ist eine Stimmung entstanden, welche es den Parteien links wie rechts von PiS unmöglich macht, mit dieser in ein Bündnis zu treten. Wer also lieber für eine andere Partei als PiS gestimmt hat, tat dies im vollen Bewusstsein, damit den bisherigen, patriotisch-christlich-sozialen Kurs abzuwählen und vielmehr eine Parteienkoalition zu befördern, deren Ideologie man im breitesten Sinne als grün-links-liberal zu bezeichnen hat, nicht ganz unähnlich der deutschen Ampel. Dieser Eindruck einer bewussten Abwendung vom bisherigen Kurs wird noch

durch die Tatsache verstärkt, dass nur 40 Prozent der Polen sich am Referendum beteiligt haben, das gleichzeitig mit den Wahlen stattfand, obwohl es um Schicksalsfragen ging wie die Akzeptanz der Masseneinwanderung, die Abwendung von der „wildem“ Liberalisierung des Postkommunismus oder die Senkung des Rentenalters. Wie man es daher drehen oder wenden will: Die Polen haben sich also für eine Anpassung an den gegenwärtigen ideologischen und politischen Zustand Westeuropas entschieden, und wenn sie dabei auch (un)sanfte Nachhilfe durch EU-Sanktionen und linksliberales mediales Trommelfeuer erhielten, geschah diese Entscheidung doch in weiten Stücken freiwillig. Dies wirft einmal mehr eine zentrale Frage der Geschichtsphilosophie aus, nämlich: Kann man aus der Geschichte lernen? Wer nach Polen blickt, muss diese Frage wohl verneinen. Trotz der beängstigenden Transformation Westeuropas durch Mas-

senmigration, soziale Polarisierung, Familienzerfall, Materialismus und EU-Superstaat haben die Polen sich für eine neue Regierung entschieden, die den europäischen „Migrationskompromiß“ nicht mehr behindern will, eine erneute Liberalisierungswelle zu starten gedenkt, alle Punkte der Gender- und LGBTQ-Ideologie gutheißt, den ohnehin schwächelnden Einfluss der Kirche noch weiter zurückdrängen will und verspricht, sich endlich den Direktiven aus Brüssel zu unterwerfen. Sicherlich: Die scheidende Regierung hat durch viele eigene Fehler einen Teil der Glaubwürdigkeit verspielt, selbst vollumfänglich für die angeblich verteidigten Werte einzustehen, doch ist diese kognitive Dissonanz nur eine schwache Rechtfertigung für die gegenwärtig stattfindende Kehrtwende. Man wird vielmehr unterstreichen müssen, dass die „große Transformation“ des Abendlandes eben Teil einer unausweichli-

chen kulturellen Dynamik ist, der unsere gesamte Zivilisation unterworfen ist, und die dank Smartphone, Konsumkult und Massenmedien auch noch in den hintersten Winkel Europas, ja der Welt eindringt. Lernen, das kann man offensichtlich nur aus den eigenen Fehlern, nicht aus denen der anderen, so sehr Lehrer und Schicksal einem diesen Weg auch gütig verkürzen wollen. Scheinbar trifft dies auch auf die Geschichte zu: So bedrückend die Bilder aus den Pariser Banlieues, den Obdachlosenküchen Charlerois, den Berliner Kitas, der Netflix-Beschallung aus Hollywood oder den Brüsseler Sitzungssälen auch sein mögen – es scheint, als ob sich diese Tendenzen nun ebenfalls in Warschau wiederholen müssen, bevor auch hier ein echtes langfristiges Umdenken stattfinden kann – wenn es dann nicht zu spät ist...

REZENSIONEN FREMDSPRACHIGER BÜCHER



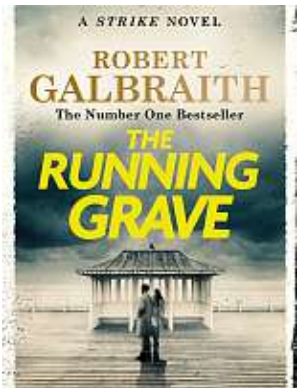
Mitten auf der Erde glauben

In einer Welt, in der Kirche und Staat getrennt sind und Glauben als Privatangelegenheit gilt, die mit dem alltäglichen Leben nichts zu tun hat, ist das Verfassen einer spirituellen Biografie ein gewagtes Unterfangen. Zugleich ist genau dieser Ansatz notwendig. Denn was könnte das Leben eines Menschen stärker prägen, als seine tiefsten Überzeugungen?

Wenn es richtig ist, dass die Taten eines Menschen die Konsequenzen seiner Grundsätze sind, gehört die Frage nach den Axiomen, aus denen sich die Lebensgeschichte eines Menschen entwickelt, zu den wichtigsten überhaupt. Darum ist die spirituelle Biografie von Holly Ordway über J. R. R. Tolkien nicht nur ein Meilenstein in der Erforschung des Lebens des Autors des Herrn der Ringe, des Hobbit, des Übersetzers des Beowulf und maßgeblichen Gelehrten seiner Zeit, sondern auch eine Inspiration für alle, die sich schreibend mit dem Leben anderer Menschen auseinandersetzen. Im Glauben eines Menschen begegnen wir ihm wirklich selbst, spüren wir den Pulsschlag seines Herzens und darum ist dies ein Thema, das man ohne Schaden nicht auslassen und keineswegs zur Randerscheinung degradieren kann.

50 Jahre nach dem Tod Tolkiens scheint eine ideale Zeit, um einen Blick auf jenen Autor zu werfen, der seine „Herr der Ringe“-Trilogie ganz selbstverständlich für ein tiefest religiöses und katholisches Werk hielt. Das katholische Element ist, so Tolkien, „in die Geschichte und ihre Symbolik hineingewoben“. Damit meint Tolkien keine bewusste Konstruktion im Sinne einer Allegorie, sondern sieht seine Werke und deren Durchdrungensein von der Wahrheit und Weisheit des Glaubens vielmehr als natürliche Folge der Tatsache an, dass er selbst ein gläubiger Mensch war. Katholisch zu sein, ist in England kein Standortvorteil, und Holly Ordway beschreibt Tolkiens Katholizität als errungene und zugleich die Quelle seiner Kraft für ein Leben in einer zunehmend säkularisierten Welt.

Holly Ordway: Tolkien's faith. A spiritual biography. Word 2023, 544 Seiten, ISBN 978-1685789916, EUR 43,44



J. K. Rowling at her best

Als die ersten Kriminalromane von Robert Galbraith herauskamen, wunderte sich manch einer über den vollkommen unbekannten Shootingstar, der aus dem Stand so perfekt schreiben konnte. Was einigen Rezensenten auffiel, war der ausgesprochen weibliche Blick fürs Detail und die emotionale Entwicklung der Charaktere. Des Rätsels Lösung fand sich in der Tatsache, dass J. K. Rowling nach den sieben „Harry Potter“-Bänden ihre neuen Bücher unter einem anderen Namen edierte, um ein unabhängiges Urteil zu ermöglichen und sich selbst Raum für neue Ideen zu gebe.

Der Name blieb, ebenso wie die Qualität der Serie, die stets aktuelle Themen aufgreift. Im neuen, siebten Roman ermitteln Cormoran Strike und Roby Ellacott im Fall

eines neurodivergenten jungen Mannes, der die Universität verlassen hat, um der Universal Humanitarian Church beizutreten. Was nach einer religiös motivierten Menschenrechtsorganisation klingt, entpuppt sich als gefährlicher Kult, und die Sorge des Vaters, der das Detektivteam beauftragt hat, als mehr als berechtigt. Wie so oft geht Robin undercover, schleust sich selbst in die Gemeinschaft ein und erlebt deren manipulative und demütigende Praktiken hautnah mit. Denn die von Freiheit und Glück singenden Lieder der Gruppe sind eine dünne Fassade, hinter der sich massiver körperlicher und geistlicher Missbrauch verbergen. Das „spirit bond“ genannte Verfahren fordert totale Selbstaufgabe unter dem Anschein von Offenheit und Hingabe und erweist sich so als besonders verletzend und diabolisch. Dies gilt umso mehr, als Strike und Ellacott bereits traumatisiert sind und so auf mehreren Fronten gleichzeitig zu kämpfen haben.

Rowlings Stil ist wie immer vielschichtig, reich an Dialogen. Das Setting und die handelnden Personen sind bewundernswert detailliert und so entsteht vor den Augen der Leser eine gefährliche, dank des mutigen Handelns des Detektivteams aber zugleich auch hoffnungsvolle Welt.

Robert Galbraith: The Running Grave. A Cormoran Strike Novel. Mulholland Books, 2023, 960 Seiten, ISBN 978-316572101, EUR 35,77



Das Leiden umarmen

Die Erfahrung ist vielen in zweifacher Hinsicht bekannt. Mit dem Gebet klappt es wunderbar, solange alles in Ordnung ist. Aber wenn es hart auf hart kommt, fehlen plötzlich sowohl die Zeit als auch die Worte und die vormalige Praxis erscheint als sinnlos. Oder aber es tritt der umgekehrte, auf dem bekannten Sprichwort „Not lehrt beten“ basierende Fall ein und ein Schicksalsschlag öffnet auf einmal wieder die lange stillgelegte Standleitung zu Gott. Dass Leiden sowohl verschließend als auch öffnend wirken kann, ist bekannt. Aber Anleitungen zum Umgang mit den mehr oder weniger stark ausgeprägten alltäglichen Misshelligkeiten gibt es wenige.

Die in früheren Jahrhunderten reich ausgeprägte Leidensmystik innerhalb des Christentums ist heute vielen fremd, Erfahrungen wie die Bernhards von Clairvaux, der in der Umarmung durch den Gekreuzigten die Fülle der Liebe fand, selten. Deshalb kann das aus einer anderen, der Tradition des Buddhismus kommende Buch von Gelong Thubten aufschließend wirken. Denn er rät genau zu dem, was man am liebsten vermeiden möchte, sich in der Meditation den wenig angenehmen, aber unumgänglich präsenten Tatsachen zu stellen. Wer lernt, das Leiden mit Geduld zu umarmen, ein offenes Herz zu entwickeln, tritt in einen Wandlungsraum ein, der nicht nur bei Buddhisten wirkt. Die hier vermittelten Meditationstechniken sind scheinbar einfach, wenngleich, wie der Autor es selbst erlebt hat, deutlich schwerer umzusetzen und sie wirken befreiend, weil sie auf Empathie und Mitgefühl setzen.

Dass der Autor, der als buddhistischer Mönch in einem in Schottland gelegenen, der tibetischen Form des Buddhismus folgenden Kloster lebt, mit einem westlichen Geist denkt und auch überaus humorvoll zu formulieren weiß, macht das Buch über seinen lebenspraktischen Wert hinaus zu einer vergnüglichen Lektüre.

Gelong Thubten: Handbook for hard Times. Yellow Kite, 2023, 224 Seiten, ISBN 978-1529367652, 14,95 €. **BST**



Die Universität von Chicago wurde für Leo Strauss zur zweiten Heimat.

Foto: Imago

Ein Strauss für jeden

Vor 50 Jahren verstarb mit Leo Strauss der Begründer einer der einflussreichsten Denkschulen der Nachkriegszeit **VON PAUL DZINO**

Einer meiner Freunde erzählte mir einmal, er hätte in seinem Leben drei Ziele: Dass eine Militärdoktrin, eine physikalische Einheit sowie eine philosophische Schule nach ihm benannt würde. Während er noch daran arbeitet, hat der deutsch-amerikanische Philosoph Leo Strauss, dessen Todestag sich in diesem Monat zum fünfzigsten Mal jährt, letzteres Ziel bereits erreicht. Noch zu Lebzeiten gründete er einen Zirkel von philosophisch interessierten Studenten, sodass es heute unterschiedliche Denker gibt, die sich auf ihn berufen und sich selbst als Straussianer bezeichnen. Die Unterschiede rühren daher, dass sich seine Schriften jeder gewöhnlichen politischen Einordnung entziehen, und sich daher Linke, Rechte, Autoritäre, Liberale und viele mehr darin wiederfinden können. Ein wenig gleicht Strauss' Philosophie einem Rorschach-Test, in dem jeder das sieht, was er sehen möchte. Doch gerade das ist wohl eine Erklärung für die Faszination, die von Strauss ausgeht, und für die Aura des Mysteriums, die ihn bis heute umgibt.

Als Sohn jüdischer Eltern 1899 in Deutschland geboren und aufgewachsen, begann Strauss nach Ende des Ersten Weltkrieges ebendort auch seine akademische Karriere. Da er als Jude düstere Zeiten auf sich zukommen sah, wanderte er 1932 zuerst nach Frankreich, danach nach England, und schließlich in die Vereinigten Staaten aus. Am engsten verbunden ist sein Name mit der Universität von Chicago, an die er 1949 berufen wurde, an der er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1968 wirkte und wo er eine Reihe später einflussreicher Denker zu seinen Schülern zählte. Von diesen forderte er, sich mit den klassischen Philosophen zu beschäftigen und deren Werke genau zu studieren. Berichten zufolge war er in seinen Vorlesungen ein einnehmender Lehrer. Seine Methode bestand meistens darin, große philosophische Bücher, zum Beispiel von Platon, Rousseau, oder Hegel, Zeile um Zeile vorzulesen und die Schüler um Erklärung und Meinung dazu zu befragen. Seine Begeisterung sprang auf viele seiner Schüler über, die sich oft ermutigt fühlten, in verstaubten, alten Büchern neue Weisheiten zu entdecken.

Einen Namen gemacht hat sich Strauss vor allem als Kommentator anderer Philosophen aus jeder Epoche: der antiken, der mittelalterlichen wie auch der modernen. Die Frage, die ihn zeitlebens dabei am meisten umkreiste, war das theologisch-politische Problem: Dabei geht es darum, ob sich göttlicher Offenbarungsglaube mit reiner Vernunft vereinbaren lässt. Beide scheint er in einem nicht auflösbaren Kampf zu sehen,

schlägt sich dabei auf beide Seiten und auf keine zugleich.

Strauss vermied es zeit seines Lebens tunlichst, sich zu Tagespolitik zu äußern, und so ist zu diesem Thema von ihm auch so gut wie nichts überliefert. Insofern ist es wohl eine gewisse Ironie, dass jene Gruppe, mit der er am öftesten in Verbindung gebracht wird und von denen sich einige selbst als Straussianer bezeichnen, mit Tagespolitik durchaus zu tun hatten: Die sogenannten Neokonservativen. Deren Bild in der Öffentlichkeit wurde durch mehrere Berater des ehemaligen US-Präsidenten G. W. Bush (2001-2009) geprägt, die sich damals für den Einmarsch in den Irak einsetzten und denen großer Einfluss auf die Politik der Bush-Administration nachgesagt wurde.

Ein Denker zwischen Glauben, Vernunft und Politik

Am ehesten lässt sich das neokonservative Weltbild in etwa folgendermaßen zusammenfassen: Die Voraussetzungen für ein glückliches und gelungenes Leben sind Pflichtbewusstsein und Opferbereitschaft für das Gemeinwohl. Da diese Werte durch eine säkulare und liberale Welt untergraben werden, braucht es eine durch den Staat vorgelebte Zivilreligion, im Falle der Vereinigten Staaten eine Mischung aus Christentum und Verfassungspatriotismus, um das Funktionieren der Gesellschaft zu ermöglichen. Ob der Neokonservatismus die logischste Schlussfolgerung aus Strauss' Philosophie ist, sei dahingestellt, es lässt sich jedoch schwerlich leugnen, dass er eine der möglichen Interpretationen bildet.

Geradezu prophetisch wirkt sein Beitrag in Bezug auf die heutige Diskussionskultur im Internet, bei der man scherzhaft von

„Godwin's Law“ spricht: „Mit zunehmender Länge einer Online-Diskussion nähert sich die Wahrscheinlichkeit für einen Vergleich mit den Nazis oder Hitler dem Wert Eins an.“ Diesen Vorgang beschrieb Strauss bereits im Jahre 1953 mit dem ebenfalls leicht scherzhaft verwendeten Begriff „Reductio ad Hitlerum“: „Ein Standpunkt wird nicht dadurch widerlegt, dass ihn zufällig auch Hitler geteilt hat.“ In Deutschland warnte vor allem Sebastian Haffner in seinen „Anmerkungen zu Hitler“ eingehend vor diesem Fehlschluss: „Zwei mal zwei bleibt vier, obwohl auch Hitler zweifellos zugestimmt hätte. Dass Hitler falsch gerechnet hat, schafft die Zahlen nicht ab.“

Strauss' wohl größte Hinterlassenschaft, jedenfalls die, die sogar durch das Wort „straussianisch“ Eingang in den amerikanischen-englischen Wortschatz gefunden hat, ist die Idee der esoterischen Interpretation von Werken. Damit ist jedoch keine mystische Spiritualität gemeint, wie man gemeinhin darunter versteht. Strauss verwendet das Wort „esoterisch“ im ursprünglichen Sinn und bezeichnet damit die verborgene (innere) Bedeutung eines Textes, die sich nur dem intelligenten und aufmerksamen Leser erschließt, während das Gegenstück dazu, die exoterische (äußere) Interpretation, sich an die breite Masse richtet.

Philosophen, so Strauss, sind eigentlich in jeder Epoche den jeweiligen Herrschern politisch unangenehm, doch gab es Zeiten, in denen sie um ihr Leben fürchten mussten, wenn sie offen dem Philosophieren nachgingen. Sinnbildlich steht hier Sokrates als mahnendes Beispiel, der durch Trinken des Schierlingsbechers zum Suizid gezwungen wurde. Daher hätten Philosophen die Kunst entwickelt, zwischen den Zeilen zu schreiben und hätten dies auch oft getan.

Abgesehen vom Schutz des Autors hätte die Methode des esoterischen Schreibens auch den Zweck, die Leser auszuseien: nur diejenigen, die das Rätsel lösen würden, hätten sich als Philosophen würdig erwiesen. Esoterische Botschaften könnten auf vielerlei Weise in Texten versteckt sein. Einerseits inhaltlich, durch Ironie oder Paradoxa, oder indem zum Beispiel ein scheinbarer Schurke oder Verrückter die weisesten Sachen sagt. Andererseits formal, durch Anzahl von Kapiteln, Wörtern oder gar Buchstaben. Dementsprechend ist ein „straussianischer Moment“ ein Ausdruck für die Erkenntnis einer tieferen, nicht offensichtlichen Bedeutung in einem Text, Film, oder sonst wo in der Welt. Mit dem Wissen um einen möglichen esoterischen Schreibstil stellt man sich beim Lesen von Strauss' Werken natürlich die Frage: Welche Rätsel hat er selbst in diesen versteckt?



Leo Strauss (1899-1973), Begründer der philosophischen Schule der Straussianer.

Foto: Jenny Strauss Clay

Retter inmitten der Vernichtung: Monsignore O’Flaherty zum 60. Todestag

VON MARIE-THÉRÈSE KNÖBL

Am 30. Oktober 1963 starb in einem unscheinbaren Zimmer in Chersiveen im südwestirischen County Kerry ein großer Widerstandskämpfer gegen die Gräueltaten der Nationalsozialisten. Hugh O’Flaherty, Monsignore am Heiligen Offizium des Vatikans inmitten des von den Deutschen besetzten Rom, rettete der jüngsten historischen Forschung zufolge vor den Augen der Wehrmacht und der Geheimen Staatspolizei wohl rund 6500 bedrohten Menschen das Leben. Wie ungewöhnlich geschickt er dabei vorging, ist in der Darstellung seines unermüdlichen Engagements für andere in einer Zeit größter Gefahr mit Gregory Peck in der Rolle des irischen Priesters und John Gielgud als Papst Pius XII. in dem 1983 produzierten Film „Wendekreis des Krebses“ festgehalten worden. Auch das 2014 bei Dumont erschienene, spannend zu lesende Buch „Über die weiße Linie: Wie ein Priester über 6000 Menschen vor der Gestapo rettete. Eine wahre Geschichte aus dem Vatikan“ von Arne Molfenter und Rüdiger Strempel ist ein guter Einstieg in die Beschäftigung mit dem Leben O’Flahertys und seinen großen Verdiensten in den letzten Jahren des Zweiten Weltkrieges.

God has no Country

In einer Zeit, in der menschenverachtende Strukturen den Alltag bestimmen und willfährige Unterstützer dieser Strukturen tagtäglich grauenvolle Taten begehen, kommt es umso mehr auf den Einzelnen an und darauf, allen Widrigkeiten zum Trotz stets Güte, Humor und Sanftmut zu bewahren. Dass ihm diese hohe Kunst zu eigen war, hat Hugh O’Flaherty immer wieder durch seine Worte, sein Verhalten und seine Taten deutlich gemacht. Das oftmals so schwere, zutiefst christliche Gebot der Feindesliebe war dem Geistlichen dabei eine Selbstverständlichkeit. So besorgte der irisch-nationalistisch geprägte O’Flaherty für entflohenen britische Kriegsgefangene ebenso Unterkünfte, Kleidung und Lebensmittel wie für alle anderen, die sich schutzsuchend an ihn wandten. Den in seiner Grausamkeit besonders hervorstechenden Polizeipräsidenten des besetzten Rom und Hauptverantwortlichen der Hinrichtungen in den Ardeatinischen Höhlen, der in Hugh O’Flaherty einen persönlichen Feind sah und ihn bis zur Ankunft der Alliierten in Rom vehement jagte, besuchte der lebensfrohe Priester nach Kriegsende regelmäßig im Gefängnis und nahm ihn auf dessen Wunsch 1959 durch das Sakrament der Taufe in die katholische Kirche auf.



Das O’Flaherty Memorial in Killarney, im Hintergrund sein Wahlspruch: „God has no Country.“
Foto: Hugh O’Flaherty Memorial Society



Der Räuber Hotzenplotz gehört zu Preußlers bekanntesten Kreationen.

Foto: IMAGO/Funke Foto Services

„Von diesem Grund lasse ich meinen Drachen steigen“

War der vor 100 Jahren geborene Otfried Preußler ein christlicher Schriftsteller? VON FELIX HORNSTEIN

Otfried Preußler hat aus seinen Überzeugungen keinen Hehl gemacht, er war nie zu feige, eine Position zu beziehen. Und doch finden wir ihn nie auf einer bestimmten Seite, nicht bei einer Partei und noch nicht einmal bei der Sudetendeutschen Landsmannschaft, der er doch qua Geburt gleichsam von Natur aus angehörte. Preußler wehrte sich sogar mit unerwarteter Heftigkeit gegen Versuche, ihn zu vereinnahmen und erklärte schon Anfang der 1950er Jahre ausdrücklich seinen Willen, nicht dazugehören.

Diese Haltung hat ihren Grund wohl in einer prinzipiellen Abscheu gegen jede Vereinnahmung von politischer, verbandspolitischer oder auch kirchlicher Seite. Preußler wollte nach den schlechten Erfahrungen seiner Jugend nie wieder irgendwo dabei sein, er wollte kein Mittel zum Zweck, wollte, um das große Symbol seines Krabats aufzugreifen, nie mehr Teil einer Mühle sein. Preußler, der 1939, als Sechzehnjähriger, seinen Austritt aus der katholischen Kirche erklärt hatte – freilich in der Zeit, als er das Kleid eines „Mühlknappen“ noch mit Stolz trug –, war des ungeachtet, so viel kann man wohl sagen, ein gläubiger Mensch. Er hat seinen Glauben auch ausdrücklich formuliert.

Und er hat ihn, würde ich sagen, auch geliebt. Jedenfalls hat er ihn in seinen Werken bezeugt: Alle sind sie getragen von einem fundamentalen, ja, angesichts seines Lebens geradezu erstaunlichen Grundvertrauen in die geschaffene Wirklichkeit. Niemals aber hat er sich in bekenntnisthafter, programmatischer oder gar doktrinärer Weise dazu positioniert.

Literatur kann nur gedeihen, wo sie frei ist. Muss ein Schriftsteller darauf achten, die Grenzen eines Gedankengebäudes nicht zu verlassen, ist er schon nicht mehr ganz frei. Und dann formuliert er schöne Gedanken, findet er Bilder zur Illustration des Vorgegebenen und schreibt so, dass es seinem Umfeld gefällt, schafft aber nichts Großes und nichts Bleibendes. „Gute Romane stammen nicht aus der Hand von ... Leuten, die fortwährend in der Angst leben, nicht li-

nientreu zu sein“, schrieb George Orwell. „Gute Romane werden von Leuten geschrieben, die keine Angst haben.“ Literatur muss hinausblicken ins Weite, muss über unsere engen Schranken hinaus in den Raum des Unsagbaren vorstoßen, um die Wirklichkeit in den Blick zu bekommen. Die Wirklichkeit ist aber immer größer als die Gedankengebäude, die wir bewohnen, sie ist immer weiter als unsere menschlichen Gedanken. Nur ist man allzu leicht in der Versuchung, das zu vergessen. Dabei besteht doch auch der Glaube gerade darin, die Unbegreiflichkeit Gottes ein Leben lang auszuhalten, und die Verkündigung darin, ihn als den Unbegreiflichen begreifbar zu machen.

Warum gibt es so wenige wirklich gute christliche Schriftsteller? Warum gibt es überhaupt so wenige gute Schriftsteller? – Weil die meisten gut schreiben wollen, aber nicht das schreiben wollen oder können, was in Wahrheit ist. Weil sie von außen her schreiben, ein Programm abarbeiten, Erwartungen erfüllen wollen, aber nicht den Mut zur Wahrheit haben. Ein Schriftsteller ist in seiner Zeit wie ein ungeborenes Kind, das im Fruchtwasser geschaukelt wird, hat Martin Mosebach einmal geschrieben. Im Nachhinein, wenn das Wasser der zeitgenössischen Vorurteile abgeflossen und die Phrasen erschöpft sind, steht er nackt da: Und da schaut er dann meist recht erbärmlich aus.

Was bleibt, ist nur das, was aus direktem Erleben, Durchleiden und Durchdenken geschöpft ist. George Orwell macht das am Unterschied der ihm bekannten Bücher über den Spanischen Bürgerkrieg zu denen über den Ersten Weltkrieg fest: Erstere seien deswegen so „entsetzlich langweilig und schlecht“, weil sie „fast alle, ob von rechts oder von links, von einem politischen Standpunkt aus geschrieben sind, von selbstsicheren Parteigängern, die einem erklären, wie man zu denken hat, während die Bücher über den Ersten Weltkrieg von gemeinen Soldaten oder jüngeren Offizieren stammen, die nicht einmal vorgaben zu verstehen, was das Ganze zu bedeuten hatte. Ihre Bücher ... sind nicht von Propagandis-

ten geschrieben worden, sondern von den Opfern. Sie alle besagen im Grunde: Was, zum Teufel, soll das alles heißen? Gott allein weiß es. Alles, was wir tun können, ist durchzuhalten“. Womit die Gottesfrage übrigens hinreichend deutlich formuliert ist.

Durchtränkt vom Glauben

Otfried Preußler ist, wie eingangs gesagt, kein dezidiert christlicher Autor, jedenfalls sofern es um eine institutionalisierte Zugehörigkeit oder um ein eindeutiges Bekenntnis geht. Aber sein Werk ist förmlich durchtränkt von christlicher Glaubenssubstanz und ohne den christlichen Mutterboden, aus dem es entsprungen ist, gar nicht zu verstehen.

Mehr noch: Das, was seine Heimat ausmacht, und die Weise, in der er die traumatischen Erlebnisse seiner Jugend verarbeitet hat, die existenzielle Not von Krieg und Gefangenschaft und die Pulverisierung seiner geliebten böhmischen Heimat, dazu aber auch die Geschichte von Liebe und Neuanfang, das alles konnte er nicht nur mithilfe eines erstaunlichen Gottvertrauens überstehen – gleich ob ausformuliert oder nicht –, sein Lebenswerk ist seinerseits ein Schlüssel zum Verständnis des christlichen Glaubens. Aber es konnte das nur sein, weil er das stets nur indirekt tat, indem er eben Geschichten erzählte.

Das waren aber allesamt Geschichten, die aus den böhmisch-christlichen Quellhorizonten hervorsprudelten, Geschichten, die als solche zu lesen sind und für sich allein genug Anschauungskraft bieten, Geschichten, die aber alle über und unter sich weitere Bedeutungsschichten tragen, die sie zu tieferen Symbolen machen. Das mögen ganz einfache Dinge sein wie die Geschichte von dem Herrn Klingsor, der ein bisschen zaubern konnte, und die unter der Hand einen Weg aufzeigt, wie man sich eine Veröhnung des so oft gegeneinander stehenden Irdischen vorstellen könnte – ein Bild, das sich auch in der Flucht nach Ägypten findet, als alle böhmischen Heiligen und Glaubensrichtungen versöhnt in einem

Raum zusammenfinden –, es mag das Vorbild tätiger Nächstenliebe sein, das „Die kleine Hexe“ mit ihrem weißen Zauber bietet, es findet sich aber alles in höchster Verdichtung in seinem Krabat, der, weit mehr als nur eine einfache „Heldenreise“ zu sein, in das Zusammenwirken von Werken und Gnade, das Mit- und Füreinander der Heiligen, das Geheimnis von Gut und Böse und schließlich das Gericht über die Welt in ebenso großer Konzentration wie Selbstverständlichkeit hineinführt. Und so finden wir hier abschließend eine Antwort auf das richtige Verhältnis von Christentum und Literatur: „Von diesem Grund lasse ich meinen Drachen steigen“, hat Preußler selbst zur Bedeutung seiner Heimat für sein Schreiben gesagt.

Der Schriftsteller darf nicht durch irgendwelche Vorgaben eingeengt sein, er darf nicht am freien Flug der Gedanken gehindert sein, sein Geheimnis ist der offene Blick. Ihn daran zu hindern, ist die Gefahr der Doktrin. Der Schriftsteller darf andererseits auch nicht halt- beziehungsweise bodenlos sein. Wenn er im Nirgendwo anfängt, wird er im Nirgendwo aufhören. Kein großes Werk entsteht aus dem Nichts. Das Geheimnis der Freiheit ist das richtige Verhältnis von Offenheit und Bindung. Um die Welt bewegen zu können, brauchst du einen Punkt, an dem du stehst. Um nicht haltlos im Strudel der Dinge unterzugehen, brauchst du einen Hafen. Um den Himmel sehen zu können, brauchst du Boden unter den Füßen.

Preußler war kein moderner Künstler, der nur aus sich allein heraus geschaffen hätte, in „freier Kreativität“. Er war sich nicht zu schade, Dinge zu Ende zu führen, die andere schon angedacht hatten. Das Geheimnis seiner Freiheit war die Verwurzelung im christlichen Glauben, die ihn in die Lage versetzte, mit seiner Hilfe die Welt zu sehen und ihr Lebensmut und Hoffnung abzurufen. Das ewige Drama von Tod und Sünde und Auferstehung vor dem Auge des Schöpfers, das eben ist das Geheimnis des christlichen Glaubens. Preußler war ein guter christlicher Schriftsteller, gerade deshalb, weil er es nicht war.

Der unhöfliche Neffe von C.S. Lewis

Rudolf Gehrig über seinen Tagespost-Podcast „Wie verliere ich meinen Glauben?“ VON MARIA CROCE

Herr Gehrig, Die Podcast-Serie „Wie verliere ich meinen Glauben“ geht in die Verlängerung. Wie kam es zur ursprünglichen Idee für diesen Podcast?

Ich wollte eigentlich ein Handbuch für Möchtegern-Atheisten schreiben und das als Buch oder Artikelserie veröffentlichen. Ich finde, es gibt unter manchen Christen diesen irrationalen Neid auf Atheisten, weil manche glauben, das Leben wäre viel einfacher, wenn es Gott nicht gäbe. Aber das ändert ja nichts an Gottes Existenz. Manche glauben auch: Gott kann kein guter Gott sein, wenn Er Kriege, Krankheiten und das Tragen von Lederhosen zulässt! Also wollte ich im Sinne der christlich-atheistischen Ökumene meine Hilfe anbieten und hatte angefangen, eine Art Betriebsanleitung darüber zu schreiben, was man tun muss, wenn man wirklich seinen Glauben verlieren will.

Die „Tagespost“ hatte dann die Idee, das Konzept mal als Podcast zu versuchen.

Wie lässt sich der Podcast mit diesem für ein katholisches Medium ungewöhnlichen Titel inhaltlich einordnen?

Natürlich will ich nicht, dass die Hörer meines Podcasts wirklich ihren Glauben verlieren! Aber als Kind habe ich gerne „Gegen-

teil-Tag“ gespielt. So funktioniert das auch hier. Sie kennen ja sicherlich Watzlawicks „Anleitung zum Unglücklichsein“. Ich bin auch ein Fan der „Dienstabweisungen an einen Unterteufel“ von C.S. Lewis. Mein Podcast geht allerdings etwas brachialer vor. Ich bin quasi C.S. Lewis' unhöflicher Neffe mit dem Holzhammer – und einem extrem originellen Gitarren-Intro. (lacht) Mein Podcast ist die Art von Ratgeber, der nicht nur davor warnt, dass die Herdplatte heiß ist, sondern dem Hörer direkt auch ein paar verbrannte Hände unter die Nase hält und sagt: „Sehen Sie, das kommt davon!“ Der Podcast dient also auch zur Kirchenaustrittsprophylaxe. Die deutsche Bischofskonferenz freut sich mit Sicherheit darüber. (lacht)

Hand aufs Herz: Was soll das Ganze?

Ich kann auf eine nun 30-jährige Berufserfahrung als Katholik zurückblicken. Ich habe viele Freunde ihren Glauben verlieren sehen. Das macht mich jedes Mal sehr betroffen. Jeder hat seine eigene Geschichte und Gründe, warum er nichts mehr mit der Kirche und dann auch nichts mehr mit Gott zu tun haben will. Allerdings konnte ich oft auch gewisse „systemische Ursachen“ beobachten, gewisse Parallelen, die sich in vielen

Karrieren von Durchschnittsatheisten wiederholen. Ich möchte mit diesem Podcast diese Dynamiken nachzeichnen und auch ein bisschen überzeichnen, um meinen lieben Glaubensgeschwistern zu zeigen: Hey, das kann jedem von uns passieren!

Warum aber so negativ? Warum nicht konstruktiv aufzeigen: „Wie behalte ich meinen Glauben?“

Würden Sie sich theologische Vorträge von einem 30-jährigen Unterfranken reinziehen, der nicht einmal sein Theologiestudium zu Ende gebracht hat? Eben. Aber wenn ich jetzt als der lustige „Spinner“ mit meinem bescheuerten Gitarren-Intro vor Ihnen stehe, mir die Clownsnase aufsetze und ein paar steile Thesen raushaue, sind Sie vielleicht etwas offener. Sie können sich darüber amüsieren und dann freundlich abwinken. Aber möglicherweise bleibt doch etwas hängen.

Ich glaube, wenn man das Pferd von hinten aufzäumt, werden manche Dinge und Dynamiken noch einmal klarer und man erkennt die Stolperfallen etwas leichter, die einem im Glaubensalltag so begegnen.

Sollten Ihre Hörer Ihre Ratschläge wirklich beherzigen?

Ich werde nicht müde, in jeder Podcast-Folge zu betonen: Bitte nicht zuhause nachmachen! Und: Bleiben – oder werden Sie katholisch!

Wie sind die Rückmeldungen auf den Podcast bisher gewesen?

Es heißt ja, dass Ironie nicht funktioniert. Das stimmt zum Teil. Ich finde auch, dass die Polemik als Kunstform oft zu Unrecht

verschmäht wird. Ein eigentlich sehr medienaffiner katholischer Priester hat mir geschrieben: „Habe mal reingehört. Welche Arroganz!“. Ein anderer Hörer dagegen schrieb: „Prima Rudolf! Halte den verlogenen Heuchlern den Spiegel vor!“ – Gut, wer aber sagt, dass wir nicht selbst die größten Heuchler sind? Ich merke schon, dass dieser Podcast manchmal für Verwirrung sorgt. Jemand hat mir vorgeworfen, man könne ihn nicht „mal so nebenbei beim Kochen hören, weil man sich echt konzentrieren muss“. (lacht) Allerdings hat mir neulich in Deutschland ein junger Kerl auf der

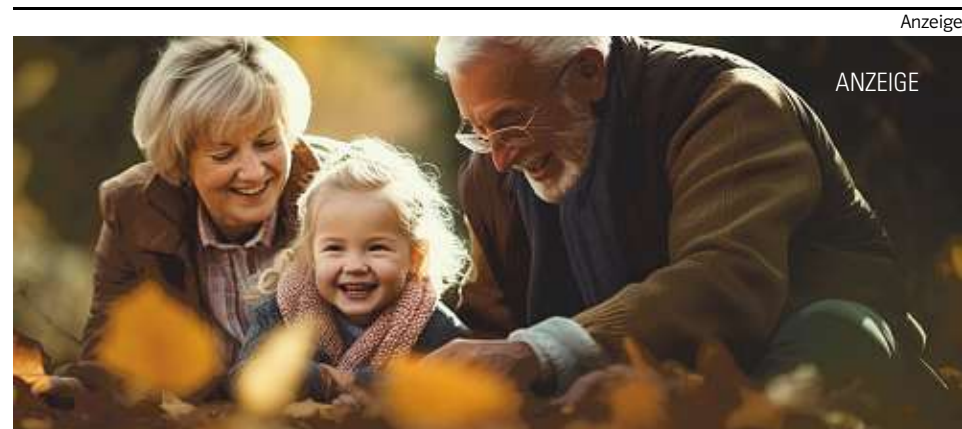
Straße meinen Standard-Abschlusssatz nachgerufen, den ich am Ende jeder Episode sage: „Bitte nicht zuhause nachmachen! Bleiben oder werden Sie katholisch!“ Da ist die Kernbotschaft doch hängen geblieben. Das hat mich sehr gefreut.

Und wie verliere ich letztendlich meinen Glauben?

Leichter als Ihren Führerschein. Das Schöne ist aber, dass Gott die Tür immer einen Spalt offenlässt und wir jederzeit zu Ihm zurückkehren können. Und das sollten wir auch nutzen – denn irgendwann müssen wir alle mal dran glauben.



Rudolf Gehrig, Tagespost-Lesern als regelmäßiger Kolumnist bekannt, berichtet als Journalist für EWTN aus dem Vatikan. Foto: Privat



Gelenkschmerzen natürlich reduzieren

Sobald die Tage kürzer und kühler werden, spüren auch unsere Gelenke, dass sich die Jahreszeit allmählich verändert. Wenn jede Bewegung schmerzt, fällt es besonders Arthrose-Patienten schwer, sich ausreichend zu bewegen. Gerade für sie ist Bewegung aber das A und O. Studien zeigen, dass spezielle Trink-Kollagene effektiv helfen können.

Nur durch Bewegung und Druck kann der Gelenkknorpel mit wichtigen Nährstoffen aus der Gelenkflüssigkeit versorgt werden. Wer sich allerdings über die Winterzeit zu wenig bewegt, riskiert weniger Stabilität in den Gelenken.

Bewegung hilft

Grundsätzlich gilt: lieber häufig moderat aktiv sein, als sich einmal die Woche zu verausgaben. Dafür eignet sich Bewegung an der frischen Luft am besten. Mit der richtigen Kleidung und gewappnet gegen Kälte oder

Nässe, werden Wanderungen und Radtouren auch im Herbst zum Vergnügen. Neben ausreichend Aktivität profitiert der Knorpel auch von natürlichen Wirkstoffen aus der Apotheke.

Den Gelenkknorpel von innen stärken

Der Gelenkknorpel lässt sich mit einer gezielten Nährstoffzufuhr von innen unterstützen. Besonders geeignet sind hier Kollagen-Peptide in Kombination mit entzündungshemmendem Hagebutten-Extrakt und Vitamin C, wie in den CH-Alpha® PLUS Trinkampullen (rezeptfrei, Apotheke). Studien belegen, dass Arthrose-Symptome, wie Schmerzen und Steifheit der Gelenke, sich bereits nach 4-wöchiger Einnahme deutlich verringern und sich die Beweglichkeit verbessert.



Bei Fragen oder für weitere Infos melden Sie sich gerne bei uns unter service@ch-alpha.de oder rufen Sie unser Expertenteam an: 0800 / 5557077 (kostenfrei).

CHA_KO_0923

Der Abt und der Journalist

Der zweite Teil von „Gegen den Strom“ geht auf Sendung. Der Tagespost-Podcast mit Alt-Abt Notker Wolf und Sigmund Gottlieb VON MARIA CROCE

An jedem letzten Freitag im Monat ist es so weit, eine neue Folge des Podcast-Formats „Gegen den Strom“ mit Abt Notker Wolf und Sigmund Gottlieb kommt heraus. Diesmal beschäftigen sich die Bestseller-Autoren mit dem Thema „Alternativlosigkeit“.

Die beiden meinungsstarken Herren sitzen sich in einem Raum voller Mikrofone gegenüber. Dass sie an diesem Tag an diesem Ort sind, das musste nicht so sein. Es war eine von vielen Alternativen für die man sich entschieden hat. Es handelt sich hier um keine alternativlose Situation, sondern nur um die beste von vielen Optionen. Das sind Dinge, über die man sich nicht unbedingt Gedanken macht. Worüber man sich allerdings Gedanken machen sollte, ist das, was den Menschen im politischen und gesellschaftlichen Leben als alternativlos dargestellt wird. Und genau das tun Abt Notker und Sigmund Gottlieb in der neuen Folge des Podcasts.

Freimütig und ohne Denktabus besprechen sie die allgegenwärtige Alternativlosigkeit in der Politik und sparen dabei Themen wie Kirche, Medien und Gesellschaft keineswegs aus. Gleich zu Beginn stellen sie sich die entscheidende Frage: Ist außer dem Tod überhaupt etwas alternativlos? Als Unwort des Jahres 2010 ist „alternativlos“ beziehungsweise „Alternativlosigkeit“ nach wie vor ein Konzept, mit dem die Menschen auch 13 Jahre später noch konfrontiert werden. In der politischen Debatte herrscht

oftmals die Einstellung vor, bestimmte Entscheidungen und Vorgehensweisen seien alternativlos. Die Aussage „die Alternativen sind keine (echten) Alternativen“ ist in der öffentlichen Debatte häufig vernehmbar. Etwa wenn es um Klimaschutz geht, denn den Planeten künftig nicht mehr bewohnen zu können ist – um bei der Rhetorik zu bleiben – „keine Alternative“ zum kompromisslosen Schutz des Klimas. Doch, wie auch dem Podcast zu entnehmen sein wird, besteht das Leben nahezu ausschließlich aus Alternativen. Die Frage, welche Option nun besser, schlechter oder gar unvermeidbar sei, gehöre erst in den nächsten Schritt. Wichtig sei zunächst zu erkennen, dass es all diese Alternativen gebe.

Die beiden Klartext-Redner finden in dieser zweiten Folge deutliche Worte und benennen auch mögliche Ursachen für diese vermeintliche „Alternativlosigkeit“. Bestimmte Bereiche der politischen Entscheidungen als alternativlos darzustellen, „scheint die Sache jeweils einfacher zu machen“, analysiert Abt Notker gleich zu Beginn. Weiter wolle man so schneller zu einem Schluss der Diskussion kommen, dabei sei das oft der Punkt, an dem man die Debatte überhaupt beginnen sollte, so der Abt. Er erlebte derartige Entscheidungsfindungen selbst auch in seiner Funktion als Abtprimas des Benediktinerordens. Daher kann er aus Erfahrung berichten, dass manche Situationen, die als alternativlos darge-

stellt werden, gerade dann in eine neue Diskussionsrunde gehen müssen. Als einen „Akt der Vollbremsung“ skizziert Gottlieb dagegen die Beendigung einer Diskussion, die einen Entscheidungsprozess in Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft zu langwierig macht. An dieser Stelle ist das Ende der Diskussion wiederum nicht als alternativlos zu verstehen, sondern als notwendiger Schritt, um in einer Sache voranzukommen.

Letztlich kommen die beiden auch auf die Alternativlosigkeit im Leben des Abtes zu sprechen. Immerhin sei sein Lebensweg, ab dem Zeitpunkt seiner Entscheidung für das Benediktinerdasein auch gewissermaßen „alternativlos“, so Gottlieb. Sicher hätte der Abt, wenn es ihm damit Ernst gewesen wäre, auch später noch „Alternativen“ dazu suchen können. Doch – um mit seinen Worten zu sprechen – „auch wenn immer wieder Fragen kommen, kann [er] bis heute keine andere Alternative einschlagen, denn bis heute bleibt der Glaube ein Glauben und ein Vertrauen auf Gott. Das Vertrauen ist der Weg, um dann zum Glauben zu finden“.

Neu ist diesmal, dass die einzelnen Podcastfolgen auch im Live-Programm von Radio Horeb zu hören sein werden. Wann genau, welche Folge dort läuft, ist dem Programm von Radio Horeb zu entnehmen. Auch wenn „Gegen den Strom“ nicht alternativlos ist, immerhin gibt es eine Menge anderer Podcasts, ist er eine der besseren Alternativen. Viel Freude beim Reinhören!



Mit Mia Wasikowska in der Hauptrolle gelang Regisseur Cary Fukunaga nicht nur eine werkgetreue Verfilmung von „Jane Eyre“, sondern zudem ein beeindruckender „Glaubensfilm“. Foto: dpa

Wenn uneigennützige Liebe triumphiert

Charlotte Brontës Roman „Jane Eyre“ ist in seiner Verfilmung von 2011 ein echter „Glaubensfilm“ **VON UWE WOLFF**

Die drei Schwestern Emily, Anne und Charlotte Brontë aus dem Pfarrhaus von Haworth haben in der Abgeschiedenheit der Yorkshire Dales Weltliteratur geschrieben. Nicht nur ihre Romane, sondern auch ihr eigenes Leben ist oft verfilmt worden: Der französische Regisseur André Téchiné drehte „Die Schwestern Brontë“ (1979) mit den damals noch jungen Schauspielerinnen Isabelle Adjani, Marie-France Pisier und Isabelle Huppert als Blümchen Rührmich-nichtan und legte über das Leben der Brontë-Schwestern einen Schleier der Tristesse. Auch „Sturm der Gefühle“ (2016) von Sally Wainwright stellt nur den Blick auf jenen Vulkan an Kreativität, der in Charlotte Brontës Roman „Jane Eyre“ (1847) Triumphe feiert. Das Buch erzählt die Passion einer keuschen Seele, die nach vielen Irrungen und Wirrungen im Dienst einer uneigennützigen Liebe Erfüllung findet.

Die Geschichte einer frommen Seele

Dieser Triumph der Liebe einer jungen Frau und Waisen über alle Erfahrungen von geistlichem Missbrauch in einem protestantischen Waisenhaus, Täuschung durch ein unstatthaftes Eheversprechen und folgendem Nervenzusammenbruch ist die Geschichte einer frommen Seele, wie sie seit John Bunyans „The Pilgrim’s Progress“

(1678) immer wieder erzählt wurde. Charlotte Brontë verknüpft das religiöse Muster mit einer tragischen Liebesgeschichte und der spannenden Düsternis der Schauerliteratur ihrer Zeit. Kein Wunder, dass „Jane Eyre“ zu den am meisten verfilmten Romanen gehört: Orson Welles, Joan Fontaine und Elisabeth Taylor spielten in „Jane Eyre“. Die Waise von Lowood“ (1943), Franco Zeffirelli inszenierte 1996 den Roman mit Charlotte Gainsbourg in der weiblichen Hauptrolle. 2006 kam die BBC-Verfilmung mit Ruth Wilson als Jane Eyre ins Fernsehen.

Wer einen echten Glaubensfilm sucht, wird zu der bislang letzten Verfilmung von Cary Fukunaga („True Detective“, „James Bond 007: Keine Zeit zu sterben“) nach dem Drehbuch von Moira Buffini greifen: Sie stammt aus dem Jahr 2011 und verdichtet die religiöse Dimension im Leben der Heldin. Der Film beginnt mit der Flucht der Heldin, dargestellt von der australischen Schauspielerin Mia Wasikowska, aus dem Schloss von Edward Fairfax (Michael Fassbender). Sie dachte, hier das Paradies auf Erden gefunden zu haben, als sie als junge Hauslehrerin für das Mündel des Schlossherrn engagiert wurde – die Leidenszeit unter dem bestialischen Regime des evangelischen Waisenheimes

schien vorbei. Edward Fairfax bewundert die fromme Seele wegen ihrer Unbestechlichkeit im Urteil, ihrer geduldischen Zuwendung, ihrer Frustrationstoleranz und ihrer überragenden Bildung. So entwickelt sich eine Liebe gleichberechtigter Partner auf Augenhöhe. Als beide vor dem Traualtar stehen, platzt die Verbindung, noch bevor sie durch den Priester geschlossen werden kann. Denn ein Fremder enthüllt die Vorgeschichte: Der Schlossherr ist bereits verheiratet und seine Frau wohnt, von einer Dienerin betreut, eingeschlossen unter dem Dach des Schlosses. Die Gefangene ist schizophoren und reagiert mit bösen Attacken der Gewalt auf den Schlossherrn und seine Besucher.

Die religiöse Dimension des Romans wird erfasst

Edward Fairfax glaubte an der Seite von Jane Eyre diesem Dilemma von Verantwortung und Überforderung entfliehen zu können. Doch ist die edle Seele zu Eskapaden dieser Art nicht bereit. Sie flieht und bricht auf der Sturmhöhe der Yorkshire Dales in Regenschauern zusammen.

Mit dieser Katastrophe beginnt der Film und führt die gerettete Jane Eyre in das Pfarrhaus des asketischen St. John Rivers (Jamie Bell). Er lebt mit seinen frommen ätherischen Schwestern ein Leben in der Hingabe an Christus. Ihm will er auch als Missionar dienen. Jane Eyre kommt bei

den Geschwistern unter und arbeitet in einer winzigen Dorfschule als Lehrerin.

St. John Rivers entdeckt hier ihr pädagogisches Talent, erkennt auch ihre Sprachbegabung und möchte sie heiraten. Nicht, weil er sie liebt, sondern weil er eine Frau als Missionarin an seiner Seite braucht. Doch beugt sich die reine Seele auch hier nicht einer fremden Erwartung.

Der Film bewegt sich ganz nahe an der Romanvorlage: Jane Eyre steht für die Treue eines Menschen zu seiner Sendung. Diese Berufung kann auf zahlreiche schwere Proben gestellt werden, auch kann der Mensch unter dieser innersten Stimme einer absoluten Forderung in eine Krise geführt werden und zusammenbrechen, aber er darf sich im Letzten getragen wissen, denn er geht seinen Weg nicht allein. Das ist die Botschaft aus Kindermund, die Jane Eyre im Waisenhaus vernommen hat. Hier begegnet sie Helen Burns. Das Mädchen steht Jane Eyre in allen Demütigungen zur Seite.

„Wie erträgst du es, geschlagen zu werden?“, fragt Jane im Film und erhält die Antwort der frommen Dulderin: „Du wirst geliebt. Um uns herum gibt es eine unsichtbare Welt, ein Reich der liebevollen Geister, die dich behüten. Siehst du sie nicht?“ Das Gespräch über die Schutzengel folgt dem Roman und hebt den Film auf eine übersinnliche Ebene. Steht die gestörte Seele unter dem Schlosdach für die dämonische Dimension des Lebens, so verkörpert Jane

Eyre die von Engeln geleitete edle Seele. Über Führung und Fügung wird selten gepredigt: Deswegen mag „Jane Eyre“ auch in Gemeindekreisen Glaubensgespräche über Wege und Wegbegleiter anregen. Denn in uns erklingt nicht nur die Stimme des Gewissens, die manchmal unheimliche Stimme des Unbewussten oder der Ungeist der Moden und Tagesaktualitäten. Es gibt diese innere Welt, von der Helen Burns spricht, liebevolle Geister, von denen auch der Schutzengelsalm (PS 91. 11) weiß und das Wort Jesu von den Schutzengeln der Kinder. Jane Eyre hat sich diesen Kindersinn bewahrt.

Standhaftigkeit im Glauben zählt sich aus

Eines Tages hört sie den Ruf von Edward Fairfax, verlässt das Pfarrhaus und kehrt in das Schloss zurück. Sie findet es bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Der böse Geist unter dem Dachboden hat es abgefackelt und ist dabei selbst zu Tode gekommen. Jetzt ist der Schlossbesitzer von allen alten Bindungen frei.

Jane Eyre findet ihn in einem Nebengebäude. Er hat beim Brand sein Augenlicht verloren. Nun ist er als Blinder sehend geworden. Jane Eyre gibt sich ihm zu erkennen, und der Zuschauer hat keinen Zweifel, dass in den Ruinen des alten Lebens das Heil zweier füreinander bestimmten Seelen gefunden wurde.

Eine Fußreise quer durch England

Der bewegende Film „Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry“ behandelt die wichtigen Dinge des Lebens **VON JOSÉ GARCÍA**

Ein Brief durchbricht die gewohnte Routine des Rentners Harold Fry (Jim Broadbent), der zusammen mit seiner Frau Maureen (Penelope Wilton) am Rande einer Kleinstadt im Südwesten Englands lebt: In diesem Brief erfährt er, dass seine ehemalige Kollegin Queenie Hennessy (Linda Bassett) in einem Hospiz im Sterben liegt. Harold fasst einen Brief an Queenie, obwohl er sich bewusst ist, dass seine unbeholfenen Worte wie „Es tut mir leid, alles Gute...“ unzureichend sind. Dennoch fällt ihm nichts Besseres ein.

Wenn Abschiedsbriefe nicht mehr ausreichen

Entschlossen begibt sich Harold zur Post, doch eine zufällige Begegnung regt ihn dazu an, Queenie persönlich zu besuchen. Er fasst den Entschluss, die 500 Meilen von seinem Wohnort im Südwesten Englands

bis zum Hospiz im Nordosten Englands zu Fuß zurückzulegen. Er ist überzeugt, dass Queenie so lange leben wird, wie sie auf ihn wartet. In einem Telefonat mit dem Hospiz lässt er ausrichten: „Von South Devon nach Berwick-Upon-Tweed. Ich breche jetzt sofort auf. Solange ich laufe, muss sie leben. Bitte sagen Sie ihr, dieses Mal werde ich sie nicht enttäuschen.“

Seit David Lynchs „The Straight Story – Eine wahre Geschichte“ (1999), in dem ein 73-jähriger Rentner 240 Meilen auf einem Aufsitz-Rasenmäher zurücklegte, um sich mit seinem kranken Bruder zu versöhnen, sind mehrere Filme mit ähnlicher Handlung ins Kino gekommen. In „Der Engländer, der in den Bus stieg und bis ans Ende der Welt fuhr“ (Gillies MacKinnon, 2021) begibt sich ein älterer Witwer auf eine Reise von der nördlichen Spitze Schottlands nach Cornwall im äußersten Südwesten Englands in öffentlichen Bussen, um ein Ver-

sprechen an seine verstorbene Frau zu erfüllen. In „Grump“ (Mika Kaurismäki, 2022) reist ein älterer Mann von Finnland nach Deutschland, um sich mit seinem Bruder zu versöhnen.

Eine große Reise – auch zu sich selbst

Der nun im regulären Kinoprogramm anlaufende Spielfilm „Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry“ von Hettie MacDonald (Regie) und Rachel Joyce (Drehbuch), die ihren gleichnamigen Roman von 2012 adaptiert, verknüpft, ähnlich wie die beiden genannten Filme, eine äußere Handlung, in der Harold auf meistens hilfsbereite Menschen trifft, mit Harolds innerer Reise. Ob es um äußere oder innere Versöhnung geht, bleibt lange Zeit im Dunkeln, was dem Film Spannung verleiht. Die „unwahrscheinliche Pilgerreise“ führt nicht

nur zu einem gesteigerten Selbstbewusstsein des schüchternen alten Mannes – „Ich habe in meinem ganzen Leben nichts getan. Jetzt tue ich endlich etwas“ –, sondern lehrt ihn auch, die wichtigen Dinge im Leben von denen zu unterscheiden, die nur eine Belastung darstellen. Dies wird symbolisiert durch die Dinge, von denen er sich nach und nach befreit.

Die „Deutsche Film- und Medienbewertung FBW“ lobt die herausragende schauspielerische Leistung der Hauptdarsteller in ihrer Begründung zur Verleihung des Prädikats „besonders wertvoll“: „Dass der Film neben einer poetisch-leichten Erzählung nie die Bodenhaftung verliert, liegt an dem kongenialen Hauptdarsteller-Paar.“ Jim Broadbent sei mit „einem scheu-treuseligem Blick, der immer auch ein wenig Melancholie und Bedauern ob der verpasssten Chancen ausdrückt, und einem Auftreten irgendwo zwischen Altersmilde und Al-

terstrotz“ die ideale Besetzung. Über Penelope Wilton heißt es: „Wie sie sich über Harold entrüstet, ihm beisteht, ihn bestärkt und ihn gleichzeitig beschimpft, ist eine darstellerische Meisterleistung.“

Es ist nie zu spät, um aufzubrechen

„Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry“ ist ein Kleinod, eine kleine Geschichte, die dennoch universelle Themen wie Trauer, Verlust, Schuld und Heilung anspricht.

Harolds Reise dient dazu, sich seinen Fehlern zu stellen, und um Vergebung zu bitten; seinem Handeln einen Sinn zu verleihen und zu erkennen, dass es nie zu spät ist und dass die Dinge, die wir tun, selbst wenn sie klein erscheinen, die Menschen beeinflussen, und dass wir Vertrauen haben müssen.



Am Ende ist auch „Das Haus“ reif für den Brand.

Foto: Imago/McPhoto

Das Ende muss kommen

In ihrem jüngsten Gesellschaftsroman „Das Haus“ verknüpft Monika Maron den Mikrokosmos einer Wohngemeinschaft mit der Bedeutsamkeit der Transzendenz **VON DEBORAH RYSZKA**

Der Gedanke an die Unentrinnbarkeit erfüllte mich mit einer seltsamen Ruhe und Zufriedenheit. Vielleicht war es das, was die Menschen bei Gott suchen, wenn sie sagten, es liege alles in Gottes Hand.“ Diese Passage ist womöglich die wichtigste in Monika Marons neuem Roman „Das Haus“. Weil sie den Kerngedanken des Buches auf den Punkt bringt: Einerseits das Leben zu akzeptieren, mit all seinen Höhen und Tiefen. Andererseits, die eigene menschliche Begrenztheit anzunehmen, sich zu trennen von der verbissenen Überzeugung, alles beeinflussen und kontrollieren zu können. Diese Einsicht ist es vermutlich, die der im säkularen Westen lebende Mensch von heute mehr denn je braucht. Der nicht gläubige Mensch überschätzt sich selbst – und seine Einflussmöglichkeiten. Obwohl die Ich-Erzählerin, Eva, im Roman hiervon nie wirklich befallen war, plagt sie doch im Laufe des Romans der Gedanke, „ihres Glückes Schmied zu sein“. Das zermüht sie innerlich. Doch es ist ein Kampf, den sie schlussendlich für sich gewinnen kann. Sie akzeptiert. Dass es etwas gibt, das „höher“ ist als sie.

Sieben Charaktere auf einem Anwesen in Bossin

Eben diese existenzielle Thematik verknüpft Maron hervorragend, auf inhaltlicher wie auf formaler Ebene, in „Das Haus“. Es zeigt sich abermals, wieso Maron eine der einflussreichsten Schriftstellerinnen Deutschlands ist. Die Frau kann schreiben. Und wie. Brillant konzentriert sie dieses „große“ Thema im Mikrokosmos einer Wohngemeinschaft auf einem Dorf. In doppelter Hinsicht. Sowohl auf das Haus als auch auf seine Bewohner. Mehr durch Lebensumstände gezwungen als freiwillig kommen 2019, neben der Ich-Erzählerin, sechs weitere Charaktere auf einem Anwesen in Bossin zusammen. Die Ich-Erzählerin, weil sie eine bezahlbare Wohnung in Berlin sucht, Katharina, weil sie nicht weiß, was sie mit dem geerbten Anwesen tun soll, Mary und Michael fühlten sich plötzlich einsam, Johannes befindet sich inmitten

eines Rosenkriegs und das Ehepaar Müller ist da, weil Herr Müller seit seinem Schlaganfall zum Pflegefall werden könnte. Die Ich-Erzählerin ist mit Katharina, Sylvie und Mary befreundet. Michael, Johannes und Familie Müller stoßen irgendwie dazu. Alle erwarten ihr „bevorstehendes Siechtum“ und sind gebildet, was die anregenden Gespräche zu gesellschafts-politischen Themen immer wieder verdeutlichen.

Weil sie einen „Neuanfang“ wagen, verströmen anfangs fast alle einen gewissen Optimismus. Allen voran Sylvie, studierte Romanistin. Sie schwelgt in Erinnerungen an das Leben in Wohngemeinschaften und erhofft sich ähnlich aufregende Zeiten wie damals. Ganz anders Eva, von der wir nur erfahren, dass sie in einer Redaktion gearbeitet hat. Ihre „chronische Abneigung gegen kollektive Unternehmungen“ stimmt sie anfangs skeptisch. Wie sie im allerersten Satz der Geschichte verlauten lässt: „Ich wollte in das Haus nicht einziehen.“ Doch wie es sooft im Leben ist, heißt es bereits im ersten Satz des zweiten Kapitels: „Elf Monate später zog ich in das Haus ein.“ Bereits hier kristallisieren sich die „höheren“ Gesetzmäßigkeiten des Lebens heraus, die außerhalb unserer Einflusssphäre liegen.

Eben diese Zufälligkeit des Lebens zieht sich durch den ganzen Roman. Im Leben der einzelnen Figuren ebenso wie in ihrem Miteinander. Da wäre zum Beispiel Gerlinde Müller. Eine herrische Frau, die plötzlich gezwungen ist, sich auf Augenhöhe einzufügen. Bis dato behauptete Gerlinde Müller, eine Tierhaarallergie zu haben. Daher dürften keine Hunde ins Haus. Eines Tages aber bringt Katharina, emeritierte Tierärztin, einen Patienten mit nach Hause. Den Pudel Pablo. Es kommt zur ersten richtigen Auseinandersetzung in der Wohnkommune, weil Katharina diesen einen Satz ausspricht: „Das ist mein Haus.“ Just hängt der Seelenfrieden im Haus schief, Michael und Mary stilisieren diese Auseinandersetzung – eigentlich eine Petitesse – zum Klassenkampf hoch. Michael, weil er sich „deklariert“, Mary, weil sie sich „enteignet“ fühle. Die kluge, nachdenklich selbstreflektierende Ich-Erzählerin versucht dagegen zu steuern. Mit ein wenig Hilfe von Amadeus

Müller gesteht Gerlinde schließlich ihre Hundephobie und Katharina willigt ein, mit einem Schubs der Ich-Erzählerin, Gerlinde zu helfen, ihre Angst zu überwinden.

Wie verschieden die Charaktere doch sind, letztlich versöhnen sie sich und akzeptieren den anderen, wie er ist. Das zeigt sich in den intellektuellen Gesprächen. Sie reflektieren auch Motive und Themen, die sich über Marons Schriftstellerleben hindurchziehen. So etwa die Figur des Helden, dem ein besonderer Stellenwert in ihrem Roman „Artur Lanz“ zukommt, oder das Thema der Umwelt, das sie bereits in ihrem Debütroman „Fluglasche“ thematisierte. Weil er nicht in der DDR erscheinen durfte, veröffentlichte der S. Fischer Verlag erst 1981 diesen im Westen Deutschlands.

Kurzer Einschub: Das Jahr 2020 musste für Maron wie eine unerfreuliche Reise in die Vergangenheit sein. Im Oktober beendete der S. Fischer Verlag seine Zusammenarbeit mit der Schriftstellerin. Nach 40 Jahren. Weil ein Essayband von ihr im Verlag einer Dresdener Buchhändlerin erschienen ist, die mit einem „neurechten“ Verlag kooperiert. Der Verlag verkündete, Maron sei, wie diese es in einem Interview für die „Süddeutsche Zeitung“ berichtete, „politisch unberechenbar, passe nicht mehr in die Zeit und sei ein Risiko für den Verlag“. „Das Haus“ kann daher als Abrechnung verstanden werden. Es ist ein Roman höchster Qualität, eine grandiose Rarität, um den sich Verleger streiten müssen. Der S. Fischer Verlag müsste daher mit jeder seiner Faser seine Entscheidung bereuen.

Der Mensch kann dem Leben nicht entfliehen

Zurück zum Buch: Wie eigenartig das Schicksal oder der Zufall die Charaktere im Haus zusammenbrachte, so seltsam lässt es diese auch auseinandergehen. Während sich Eva mit diesem Wohnarrangement tatsächlich befreundeten konnte, zweifeln die anderen Figuren mehr und mehr. Das Leben bestätigt sie: Unerwartet stirbt Amadeus Müller, emeritierter Althistoriker, im Schlaf, woraufhin seine Ehefrau aus dem Haus auszieht. Katharina eröffnet im Haus

eine Tierarztpraxis, Mary, ehemalige Besitzerin einer Buchhandlung, gibt Lesekreise für Kinder, Sylvie reist und genießt das Leben, Johannes verabschiedet sich nach seiner Scheidung endgültig von Dresden und der verwitwete Michael hat auch seinen Weg gefunden. Die Gemeinschaft zerfällt so langsam. Der aufmerksame Leser ahnt: Das Ende muss kommen.

Genau hier kommt Marons formal-handwerkliche Finesse ins Spiel, mit der sie die Bedeutsamkeit der Transzendenz abstrakt thematisiert. Das hebt den Roman endgültig in den Literaturolymp. Denn Maron zeigt handwerklich bravours: Der Mensch kann dem Leben nicht entfliehen, insbesondere den negativen Seiten. Hierfür steht symbolisch das Feuer, oder genauer gesagt, der Brand, der immer näher kommt. Egal, wo man ist. Das verdeutlicht Maron grandios mit dem Brand im Notre-Dame 2019, den die Protagonisten noch über den Fernseher wahrnehmen. Es erscheint unwirklich, weil weit weg. Doch bald gibt es in der Umgebung einen Waldbrand, der Katastrophenfall wird ausgerufen, sogar ein Polizist kommt persönlich vorbei, um die Bewohner des Hauses zu informieren. Nach drei Tagen wird der Brand gelöscht. Das Feuer, es

war schon ganz nah. Doch es kam noch näher. So bricht das Feuer schließlich im eigenen Haus aus. An einem Mittwoch. Der Tag, der bisher für die Ich-Erzählerin immer ein Glückstag gewesen war.

Sich selbst nicht allzu ernst nehmen

Womöglich aber auch weiterhin? Schließlich hatte die Ich-Erzählerin bereits ihren „Aha-Moment“ der Erkenntnis – siehe „Der Gedanke an die Unentrinnbarkeit“ – ähnlich dem „Phoenix, der aus der Asche entsteht“. Ein Neuanfang also? Und auch die anderen Figuren haben irgendwie ihren Weg gefunden. Vielleicht war die Zeit einfach reif für diesen Brand? Reif ist sie jedenfalls für Marons „Das Haus“. Es gehört mit Sicherheit zu den wichtigsten Büchern unserer Zeit. Vor allem jüngere Leser sollten es sich zu Herzen nehmen. Sie können von der Klugheit der Ich-Erzählerin viel lernen. Zum Beispiel sich selbst nicht allzu ernst zu nehmen. Das erleichtert das Leben immens.

Monika Maron: Das Haus. Roman. Hoffmann und Campe, Hamburg 2023, Hardcover, 240 Seiten, EUR 25,-



Die Schriftstellerin Monika Maron.

Foto: Imago/Elmar Gubisch



Im Spannungsfeld von Autonomie und Verletzlichkeit

Der selbstbestimmte Patient ist das Ideal der modernen Medizin. Doch was bedeutet Autonomie im Angesicht einer ernsten Krankheit? Oder wenn Demenz oder Depressionen den freien Willen beeinträchtigen? VON ALICE PITZINGER-RYBA

Autonomie

Abhängigkeit

Vergangenen Freitag lud das „Institut für medizinische Anthropologie und Bioethik“ (IMABE) zu einem vielbeachteten Symposium nach Wien, um mit namhaften Experten der Frage nachzugehen, in welchem Kontext Selbstbestimmung mit zahlreichen Einflussfaktoren zu sehen ist und letztlich auch gelingen kann. Der einhellige Tenor: Es gibt keine Autonomie ohne Fürsorge. Einer der renommiertesten Medizinethiker der Gegenwart, Giovanni Maio, der an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg lehrt, ging in seinem Vortrag so weit, die Sorge „als Mutter“ der Autonomie zu bezeichnen. Selbstbestimmung, so Maio, entsteht nicht „von selbst“. Jeder Mensch ist in einem sozialen Gefüge eingebettet, das ihn geprägt hat. Maio sieht Selbstbestimmung daher als Ressource, nicht als Resultat. Ressourcen können sich aber nur entwickeln, wenn die Bedingungen dafür günstig sind. Für Maio ist Autonomie als Resultat von Selbstachtung zu sehen. Diese ist wiederum nur gegeben, wenn die den Menschen umgebenden Faktoren passen. Dies impliziert, dass der Mensch und Patient geachtet und ernst genommen wird, dass seine Meinung relevant ist und auch gehört wird. Autonomie entsteht nur durch Beziehung zu Anderen. Der Medizinethiker bezeichnete Beziehung als „Gefährtin“ der Autonomie, die den Menschen befähigt, eigene Bedürfnisse zu erkennen und dafür auch einzutreten. Selbstachtung ist Ausdruck erlebter Achtung durch andere, die dem Menschen in responsivem Sinn begegnen, in der Sorge um seinetwillen.

Qualität als Grundlage für Selbstbestimmung

Bei der „gelungenen“ Autonomie geht es auch darum, Angewiesenheit auf andere zu akzeptieren. Dies sei die Grundsignatur unseres Lebens, dass wir von Anbeginn unseres Daseins auf andere angewiesen sind. Autonomie ist immer in Beziehung zum „Du“ zu setzen; diese Angewiesenheit kann nur in der Gemeinschaft gedeihen. Der Medizinethiker sieht Autonomie auch als „Schwester“ der Verletzlichkeit. Es sei eine Illusion zu glauben, wir seien unverletzlich. Autonomie ist immer fragil, so Maio. Spätestens bei einer ernsten Krankheit werde die Autonomie auf eine harte Probe gestellt, da sei dann die „Gefährtin“ Beziehung zu anderen Menschen noch mal wichtiger. Maio plädierte in diesem

Zusammenhang für eine neue Sorge-Kultur: Menschen in Krisensituationen zu befähigen, das Leben neu zu orientieren. Die Sorge als Entwicklungsaufgabe.

Die Palliativmedizinerin und Internistin Claudia Bausewein beleuchtete in ihrem Beitrag die Qualität ärztlichen Handelns, die dem Patienten letztlich Selbstbestimmung ermöglicht. Es ist, so die erfahrene Palliativmedizinerin, unsere genuine Aufgabe, gutes ärztliches Handeln im Sinne von „Wohltun“ zu praktizieren. „Es ist ein Armutszeugnis für unser Gesundheitssystem, dass dies oft erst am Ende des Lebens in der Palliativmedizin passiert“, so Bausewein. Sie sehe aber, dass sich das Selbstverständnis der Medizin geändert hat. Die paternalistische Medizin, die die Kompetenz, das Wissen und die Fürsorge ausschließlich auf ärztlicher Seite gesehen habe, werde vielfach durch andere Modelle abgelöst, bei denen dem Patienten und seiner Biographie eine größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. So entwickelt der Arzt beim abwägenden Modell eine mögliche Lösung, die er zusammen mit dem Patienten bespricht.

Das deliberative Modell geht noch einen Schritt weiter: Es kommt zu einer partizipativen Entscheidungsfindung: Arzt und Patient entscheiden gemeinsam über die weitere Vorgangsweise. Ganz wichtig ist dabei: Der Arzt hat in der Folge auch die Entscheidung des Patienten anzunehmen. Für Bausewein hat jedes Modell seine Berechtigung. „Es gibt auch Situationen, wo der Patient seine Selbstbestimmung abgeben möchte, und der Arzt allein entscheiden muss.“ Für alle Modelle, so fordert Bausewein, die auch Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin ist, müsse die gleiche Grundhaltung des Arztes gelten. Ein Arzt sollte Empathie zeigen, wahrhaftig sein, psychosoziale Kompetenz entwickeln, kritische Selbstreflexion betreiben, Geduld aufbringen, Respekt und Demut vor der Situation des Patienten entwickeln. In der Palliativmedizin sei es zudem wichtig, Hoffnungen und Realität zusammenzuführen und für den Menschen in seiner letzten Phase Lebensqualität zu definieren. Es gehe darum, Raum und Atmosphäre zu schaffen, wo Vertrauen und Prozesse ermöglicht werden und eine fürsorgliche Begleitung in beiderseitigem Einverständnis stattfindet.

Die Themen Patientensicherheit und Rechtsunsicherheit wurden von der Geschäftsführerin des „Instituts für Ethik und Recht in der Medizin“ an der Universität Wien, Maria Klečka-Pulker, behandelt. Sie betonte, es habe

in den vergangenen Jahren eine Tendenz zur Verrechtlichung gegeben. Es gehe um Patientensicherheit, die „gerne“ eingeklagt werde. In den meisten Fällen erfolge dies zu Unrecht. Man dürfe das nicht persönlich nehmen. Viele Angehörige hätten Schuldgefühle oder könnten nicht loslassen. Im Mittelpunkt müsse aber immer der Patient oder der zu Pflegenden im Heim stehen. Prinzipiell habe das Recht eine Schutz- und Konfliktlösungsfunktion und sollte einen Interessenausgleich schaffen.

Pflege ist nicht altruistisches „Lieb-sein“

Die Leiterin des Fachbereichs Pflegewissenschaften der Karl Landsteiner Universität in Krems, Hanna Mayer, forderte bei der Pflege Professionalität, Fachwissen gepaart mit einer fürsorglichen Grundhaltung ein. Die pflegende Person müsse interagieren mit dem Patienten. Ohne diese Interaktion sei keine akkurate Pflegediagnose möglich. Oft änderten sich die Bedingungen während der Pflege. Der Patient entwickelt eine steigende Vulnerabilität, was zu einer veränderten Abhängigkeit führt. Dies dürfe aber nicht bedeuten, dass dem zu Betreuenden seine Autonomie abgesprochen werde. Selbstbestimmung sei kein statischer Zustand, verlaufe nicht linear und ändere sich, gleich einer Welle. Es gehe um informatives Verstehen und situatives Verständnis in der Pflege. Im Moment der Begegnung müsse man „da sein“, bereit sein, das „Wellbeing“ in der personenzentrierten Praxis jeden Tag neu zu kreieren. Diese Praxis sieht Mayer gefährdet durch das hierarchische System, das eine personenzentrierte Pflege oft verhindert.

Suizidalität Ausdruck einer seelischen Krise

Sind Autonomie und Demenz ein Widerspruch? Martina Schmidhuber von der Karl-Franzens-Universität in Graz appellierte, Demenz nicht als Tsunami zu sehen, der alles überrollen wird. Demenz bedeute auch nicht, dass ein Mensch abgeschoben werden muss. Sie stellte auch die Patientenverfügung am Beispiel eines Demenzerkrankten infrage, der als „Gesunder“ diese unterzeichnete und als Demenzkranker forderte: „nicht tot machen“. Ist der natürliche Wille höher zu bewerten als die Patientenverfügung? Schmidhuber zitiert den Sohn dieses Demenzkranken, der meinte „ich möchte weinen,

er (der Vater) fühlt sich wohl“. Autonomie ist, so Schmidhuber, keine Alles-oder-nichts-Entscheidung.

Raimund Klesse, Facharzt für Psychiatrie in Chur, nimmt in der Gesellschaft ein verkürztes Autonomieverständnis wahr. Die Forschungsergebnisse sämtlicher Disziplinen wie Anthropologie, Entwicklungspsychologie und Bindungsforschung seien sich einig: Autonomie muss immer in Beziehung zur Hilfe anderer Menschen gesetzt werden. „Der Mensch ist von Natur aus ein soziales Wesen.“ Der Mensch befinde sich von Geburt an in einer Abhängigkeit, könne als Neugeborenes nicht alleine überleben. In der Familie lerne er Werte und Techniken. Das Kind vertraue auf Hilfe, die Familie sei sicherer Hafen und sichere Basis. „Fürsorge und sichere Bindung sind Grundlage jeder Autonomie“, ist Klesse überzeugt.

Suizidalität sei der Ausdruck einer seelischen Krise. Der Mensch an sich wolle sich nicht töten, ringe bis zum Schluss, so Klesse. Gehe in einer Gesellschaft die Wertschätzung für alte Menschen zurück, komme es zu körperlichen und psychischen Einschränkungen, sei der assistierte Suizid eine Alternative für alte Menschen. Klesse spricht von einer suizidalen Epidemie von alten Menschen in der Schweiz. Es gebe bereits viel mehr assistierte Suizide als „normale“. Das Schweizer Gesundheitssystem sehe es aber nicht als Aufgabe, diese in ihr Suizid-Präventionsprogramm aufzunehmen. „Das müssten die Palliativanbieter übernehmen.“ Klesse sieht viele Aspekte der helfenden Beziehung: Das Gespräch als heilender Faktor, die Ich-du-Beziehung und einfach der Satz: „Gut, dass du da bist“ wirkten oft Wunder. Helfer müssten um die Natur des Menschen wissen, ruhige Zuversicht verbreiten, dass es eine Lösung gibt.

Der ausgebildete Diplom-Krankenpfleger und Soziologe Patrick Heindl vom AKH Wien nahm sich der Rolle der Angehörigen bei nicht einwilligungsfähigen Patienten an. Es sei oft schwer, eine Patientenverfügung zu interpretieren, wenn in dieser der Satz „ich will nicht leiden“ als Kriterium angeführt wird. Auch die Angehörigen seien oft überfordert, weil sie sich selbst in einem Ausnahmezustand befänden, eine passive Rolle einnehmen oder aggressiv werden. Aufgrund der medizinischen Möglichkeiten könne ein Patient auch dank der Geräte sehr lange am Leben gehalten werden, wenn es von den Angehörigen gewünscht werde. Es sei wichtig, die Angehörigen als Teil des Behandlungskomplexes zu sehen und sie entsprechend einzubinden und zu betreuen.

Belastete Jugend

Die Summe der aktuellen Krisen und gefühlten Belastungen stresst Kinder und Jugendliche. Ein weiterer Anstieg der Suizidraten ist zu befürchten **VON STEPHAN BAIER**

Jahrelang sanken in Österreich die Suizidraten kontinuierlich, doch im Jahr 2022 stiegen sie an: verglichen mit 2021 um 12 Prozent, bei den Kindern und Jugendlichen jedoch sogar um 57 Prozent. Bei den Kliniken für Kinder- und Jugendpsychiatrie haben sich die Einweisungen wegen suizidaler Gefährdung verdreifacht. Von einer „dramatischen Situation“ spricht angesichts solcher Zahlen die Präsidentin des „Österreichischen Bundesverbandes für Psychotherapie“ (ÖBVP), Barbara Haid: „Wir brauchen Antworten auf die Frage: Was belastet unsere Jugendlichen so sehr?“ Signifikant gestiegen seien depressive Symptomaten, Angst- und Schlafstörungen, Alkohol- und Substanzmittelmissbrauch und Essstörungen.



Psychotherapeut und Vizepräsident des ÖBVP, Peter Stippl. Foto: H.-G. Maier



Präsidentin des ÖBVP, Barbara Haid. Foto: Bruckner

gen. Die in Behandlung befindlichen Kinder und Jugendlichen direkt zu befragen, sei aus ethischen Gründen kaum möglich, meinte bei einem Pressegespräch in Wien Haid's Vorgänger an der ÖBVP-Spitze und nunmehriger Vizepräsident, Peter Stippl. Also unternahm er eine Erhebung bei den im ÖBVP vernetzten Kinder- und Jugendpsychotherapeuten. Nicht die Corona-Pandemie als solche, aber die Lockdowns und die vielfachen (ökonomischen, ökologischen und politisch-militärischen) Krisen unserer Tage überfordern offenbar die junge Generation, wie die Studie zeigt. „Die Summe dieser Belastungen stresst die Kinder“, so Stippl. Diese hätten ein zu geringes Selbstvertrauen und wenig Bewältigungszuversicht.

Die in der Vorwoche in Wien präsentierte, brandaktuelle ÖBVP-Studie zeigt „eine erhöhte Belastung in den letzten zwölf Monaten“ bei 71 Prozent der behandelten Kinder und Jugendlichen. Bei 31 Prozent der Behandelten bestehen nach Angaben ihrer Psychotherapeuten Sorgen um die Suizidalität. In 37 Prozent der Behandlungen wurden Suizidversuche geäußert. Bei etwa acht Prozent der behandelten Kinder und Jugendlichen erfahren die Behandler von einem Suizid.

Bei den Belastungsfaktoren werden die Auswirkungen der Covid-19-Pandemie noch vor den schulischen und weit vor den familiären Problemen oder auch vor (Cyber-)Mobbing genannt. Mit dieser Studie solle ein Problembewusstsein geschaffen werden, um eine „Kultur der Bewältigung“ zu entfalten, meinte Stippl. Und Barbara Haid forderte von der öffentlichen Hand deutlich mehr finanzielle Mittel, damit alle, die eine Psychotherapie brauchen, auch einen Zugang fänden.

In Zusammenarbeit mit der „Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems“ arbeitet der ÖBVP an der Resilienz-Förderung in den Schulen. Der dort lehrende Roland Bernhard, Professor für Schulentwicklung, Leadership und Führungskultur, zeigte in Wien auf, dass die Schule für viele Kinder aus vulnerablen Verhältnissen und dysfunktionalen Familien oft der letzte Rückzugsraum und ein Ort des psychischen Wohlbefindens sei. Gerade deshalb seien Resilienzförderung, Charakterbildung und persönlichkeitsbildende Konzepte in der Schule so wichtig. Die Charakterbildung in den Schulen verbessere auch die Lernergebnisse. Entfaltet würden aber auch



Depressionen, Angst- und Schlafstörungen, Alkohol- und Substanzmittelmissbrauch und Essstörungen sind bei Kindern und Jugendlichen in Österreich seit 2021 stark gestiegen. Foto: Imago / Panthermedia

Ehrlichkeit, Respekt und Dankbarkeit, was zum psychischen Wohlbefinden beitrage.

Bildschirmzeiten steigern das Stressniveau

Im Gespräch mit der „Tagespost“ bekräftigt Peter Stippl, dass von einer weiteren Dramatisierung der Lage auszugehen ist: „Wir von den Kriseninterventionen in Österreich beobachten bei unseren Vernetzungstreffen, dass immer mehr Kollegen von zum Teil sehr grausamen und belastenden Suizidsituationen berichten, wo sie bei der Familie Hilfe leisten mussten. Es ist davon auszugehen, dass die Steigerung, die wir im Jahr 2022 erhoben haben, auch 2023 weitergehen wird.“ Sowohl hinsichtlich der Ursachen wie auch bei den Auswirkungen gebe es in anderen mitteleuropäischen Ländern vergleichbare Beobachtungen.

Peter Stippl, selbst erfahrener Psychotherapeut und Trainer, verweist aber auch auf die gesellschaftliche Grundstimmung: „Eine verrückte Gesellschaft wurde Welt-

meister im Aufzählen von Problemen, ohne dass Lösungen zu hören sind.“ Es gebe jedoch eine bleibende Sehnsucht nach der guten Nachricht. Die Erwachsenen sollten sich generationsübergreifend an schwierige Situationen erinnern, die bereits bewältigt wurden und jetzt als Erfahrung dienen können.

„Die Kinder brauchen unsere Hilfe, sie sind aber – wie so oft – Symptomträger für etwas viel Größeres, etwa für die gesellschaftlichen Phänomene“, sagt auch Barbara Haid im „Tagespost“-Interview. Vielfach gehe es um Selbstwert und Selbstwirksamkeit, aber die Ursachen der Probleme seien oft multifaktoriell. Die Wahrheit sei den Kindern und Jugendlichen durchaus zumutbar: „Wir sind gut beraten, den Jugendlichen ehrlich zu sagen, wenn wir selbst keine Lösungen oder Antworten haben.“ Aber Erwachsene müssten Ruhe bewahren und zum inneren Gleichgewicht beitragen. In einer Zeit objektiver Unsicherheit müssten sich Kinder und Jugendliche an ihrem engsten Umfeld festhalten

können, „an der Familie und an den Freunden“.

Ein Problem sieht die erfahrene Kinder- und Jugendpsychotherapeutin in der heutigen „Überflutung mit Informationen“. Bei Kindern und Jugendlichen seien der Handykonsum und die Bildschirmzeiten enorm: „Das belastet unser bio-psychosoziales Gleichgewicht unglaublich. Durch den permanenten Medienkonsum ist unser Gehirn in einem erhöhten Stressniveau.“ Das führe zu einer Beeinträchtigung: „Wir können uns gar nicht mehr so schnell beruhigen.“ Sie empfiehlt: „Öfter mal Handy weg, bildschirmfreie Zeiten und gedrosselter Medienkonsum.“

Dieses Problem sei den politischen Entscheidungsträgern noch nicht ausreichend bewusst. ÖBVP-Präsidentin Haid weist aber zugleich darauf hin, dass „Kinder aus armutsgefährdeten Familien ein erhöhtes Risiko haben, psychisch krank zu werden, denn Armut macht krank“. Die aktuelle Teuerungsthematik belaste Kinder deshalb enorm.

Sich aufmachen zu Jesus

Die Geschwister Pater Raphael und Bernadette Ballestrem konzipierten den AUF!-Adventskalender für Kinder und Teenager. Im Interview erzählten sie, wie die Vorbereitung auf Weihnachten mit AUF! aussehen kann **VON KATHARINA HAUSER**

Pater Raphael und Bernadette Ballestrem, was sind Ihre liebsten gemeinsame Erinnerungen an die Adventszeit in Ihrer Kindheit?

Raphael: Ich habe viele schöne Erinnerungen. In der Grundschule haben wir mit dem Schulchor ein Krippenspiel eingeübt. In den Wochen vorher hat uns die Chorleiterin oft vor Schulbeginn einberufen, damit wir in kleinen Gruppen mit ihr die Lieder üben. Später habe ich bei Adventskonzerten mitmusiziert. Wir hatten viel Vorfreude! Bernadette: Auch in der Familie haben uns die Eltern auf das große Fest vorbereitet: das gemeinsame Adventskranzbinden, Plätzchenbacken und Liedersingen gehörten fest dazu. Jedes Kind hatte einen einfachen Adventskalender mit kleinen Bildern. Als unser jüngster Bruder von seiner Patentante einen sehr viel üppigeren Adventskalender bekam, waren wir natürlich etwas neidisch (lacht).

Nun geben Sie den „Auf!“-Adventskalender für Kinder und Jugendliche heraus. Wie sind Sie auf den Namen „Auf!“ gekommen? Was steckt da dahinter?

Wir glauben, dass der Advent eine segensreiche Zeit für die ganze Familie sein kann. Das gelingt, wenn wir uns bewusst Gott und den anderen zuwenden. Nun ist das aber kein Selbstläufer. Dazu muss man sich AUFmachen, überwinden, herausfordern. Der Auf!-Adventskalender möchte genau dabei eine Hilfe sein. Das Wort „Auf!“ drückt diese Dynamik aus und möchte ermutigen, im Advent trotz vieler Ablenkungen Jesus in den Blick zu nehmen.

Die Läden sind schon mit unzähligen verschiedensten Adventskalendern gefüllt. Was bietet der Auf!-Kalender, was andere nicht bieten können?

Adventskalender für Kinder enthalten oft viel Schokolade. In jungen Jahren hat uns

das gut gefallen. Vor Jahren dachten wir uns: die Schokolade hilft, den eigenen Bauch auf Weihnachten vorzubereiten. Aber was ist mit deinem Herz? Wie wird dein Inneres auf den Geburtstag Jesu vorbereitet? Das Besondere am Auf!-Adventskalender besteht darin, dass er diese beiden Aspekte verbindet.

Und was konkret erwartet die Kinder und Jugendliche beim täglichen Öffnen des Kalenders?

Da muss ich kurz ausholen. Jedes Jahr verfassen wir vollständig neue Inhalte für den Kalender. Dieses Jahr möchten wir die Jungs und Mädchen auf 24 Zeitreisen mitnehmen. Wir werden in wichtige Ereignisse des Alten Testaments eintauchen und langsam entdecken, wie diese Meilensteine in der Geschichte Gottes mit den Menschen das Kommen Jesu vorbereitet haben. Konkret sieht das so aus: Für jeden Tag gibt es

ein kleines Tütchen. Darin ist zunächst ein Zettel enthalten, auf dem die Zeitreise für diesen Tag erklärt ist und erläutert wird, welche Bedeutung das biblische Ereignis für uns heute hat. Und es wird ihnen ein kleiner Vorsatz für den Tag vorgeschlagen. Darüber hinaus befindet sich in dem Tütchen ein Sticker mit einem Bild, das an diese Zeitreise erinnert. Diesen können sie auf ein großes Poster kleben, das zum Auf!-Adventskalender dazugehört und auf dem sie die Tage bis Weihnachten zählen. Schließlich befindet sich in dem Tütchen eine meist süße Überraschung, die die Vorfreude auf das größte Geschenk, Jesus selbst, wecken soll.

Dass Gott Mensch geworden ist, schockiert uns Christen meist nicht mehr so, wie es das vielleicht könnte. Was kann diese Botschaft für Kinder und Jugendliche heute konkret bedeuten und wie

können sie – und auch wir Erwachsenen – in diesem Jahr mehr auf diese gute Nachricht hinleben?

Es kann helfen, einmal pro Tag kurz „die Pause-Taste zu drücken“, innezuhalten, um auf beliebige Weise zu reflektieren, was die Geburt Jesu bedeutet. Das kann in ein kleines, persönliches Gebet münden. Dabei können Klein und Groß entdecken, dass Jesus uns seine Freundschaft und ein Leben in Fülle anbietet, dass er uns aus der Sklaverei der Sünde befreien will und uns die Tore des Himmels öffnet. Und dass all dies durch Weihnachten, seine Geburt, begonnen hat.

Zielgruppe: Kinder und Teenager ab 10 Jahren. Der Auf!-Adventskalender eignet sich auch für die ganze Familie. Kosten: 29,90 € zzgl. Versand. Bestellen unter: regnumchristi.eu/shop/



Glauben. Mit Kindern durch das Kirchenjahr

Jede Woche bietet „Die Tagespost“ einen Vorschlag für eine Kinderkatechese oder eine religiöse Aktivität in der Familie.

Nichts für Langweiler

Das Fest Allerheiligen oder: Warum heilige Menschen glücklich sind

VON MARTIN LINNER

Es war eiskalt. Der Wind peitschte ihnen ins Gesicht. Der Schneeregen gefror an ihren Winterjacken. Wie hatten sich Leni und Maxi darauf gefreut, in den bayerischen Herbstferien mal wieder die Großeltern für einige Tage zu besuchen. Doch mit diesem Wetter hatte niemand gerechnet. Sie hatten gerade die Messe zu Allerheiligen besucht. Jetzt auf dem Heimweg klapperten ihnen die Zähne. Die heiße Schokolade, die Oma versprochen hatte, trieb sie an, schnell nach Hause zu kommen. Und was die beiden besonders freute: Opa wollte mit ihnen noch vor dem Mittagessen eine Runde Kartenquartett spielen. Er meinte, er hätte „etwas Passendes“ für den heutigen Tag.

Und so war es auch. Sobald die heiße Schokolade vor den Kindern dampfte, holte Opa sein neues Quartett-Spiel hervor. Ein Heiligenquartett. Maxi und Leni schauten sich überrascht an. Ob das so spannend wäre wie Motorräder oder Rennautos?

Auf den Karten war jeweils eine Person abgebildet, die den beiden Kindern meist unbekannt war. Ritter, Mönche, Ordensfrauen, Kinder... „Sind das alles Heilige?“, wollte Maxi wissen. Opa bejahte: „Ja, es gibt sehr, sehr viele Heilige. Sie sind unsere Vorbilder und Freunde bei Gott.“ Doch noch bevor er die Karten austeilen konnte, nahm Leni die erste, die eine ganz junge Kloster Schwester zeigte. Darüber stand: „Theresia von Lisieux“. Sie fragte Opa: „Wer ist das denn?“

Opa erklärte: „Als zwei ihrer älteren Schwestern ins Kloster eingetreten waren, wollte es ihnen Theresia gleichtun. Aber sie war erst 15 Jahre alt und dafür musste man erwachsen sein. Da fragte sie bei einer Romreise einfach den Papst um Erlaubnis. Dieser meinte: ‚Du wirst eintreten, wenn Gott es will.‘ Theresia war überzeugt, dass Gott es will, und tatsächlich konnte sie bereits mit 16 Jahren ins Kloster gehen. Und wisst ihr, was ein besonderes Erlebnis war, das sie ermutigt hatte, Klosterfrau zu werden?“ „Nein“, entgegnete Maxi und Leni neugierig. „Als Theresia 14 war, las sie in der Zeitung von einem dreifachen Mörder namens Pranzini, der zum Tod durch Enthauptung verurteilt war, seine Taten aber nicht bereute und auch nicht beichten wollte. Theresia beschloss, für diesen Mann



Allerheiligen läutet den düsteren Monat November ein. Das Fest selbst ist aber gar nicht düster, sondern eigentlich ein Fest der Freude! Hast du verstanden, warum?
Foto: Imago / Kickner

ganz fest zu Gott zu beten. Immer wieder sagte sie: ‚Lieber Gott! Bitte, vergib Pranzini die schwere Sünde! Jesus ist doch für alle Sünder am Kreuz gestorben, auch für Pranzini. Lass ihn zu dir in den Himmel kommen.‘ Überaus gespannt blätterte sie am Tag nach der Hinrichtung in der Zeitung – und erfährt zu ihrer großen Freude, dass er kurz vor seinem Tod das Kreuz geküsst hat, das der Priester ihm hinhielt. Sie war sich sicher: Der Mörder war gerettet! Im Kloster wollte Theresia viel für die Menschen bitten. Das hat sie auch getan und so segensreich gewirkt, dass sie vom Papst zur Kirchenlehrerin und Patronin der Weltmission ernannt wurde.“ „Wow“, meine Leni, „Theresia hat so gebetet, dass sich der Mörder noch bekehrt hat!“

Als Opa eigentlich weiterspielen wollte, reichte ihm Maxi eine Karte mit einem Priester und dem Namen „Johannes-Maria Vianney“. Wer war das denn, Opa?“ „Das ist der heilige Pfarrer von Ars. Von dem kann ich euch auch eine kurze Geschichte erzählen. Für arme Mädchen hatte er eine Schule gebaut, wo sie kostenlos lernen und wohnen konnten. Eines Tages hatte man nur noch

eine Hand voll Getreide. Wie sollte man davon Brot für die große Mädchenschar backen? Man fragte sämtliche Bauern, ob sie etwas spenden könnten, aber keiner gab etwas. Da betete der heilige Pfarrer voller Vertrauen zu Gott, dass er die Mädchen doch nicht verhungern lasse. Als er am nächsten Tag auf den Speicher ging, war aus dem kleinen Häufchen ein großer Haufen geworden. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie groß die Freude der Mädchen war. Und Gott hat noch viel mehr Wunder durch Johannes-Maria Vianney gewirkt.“ „Das ist ja richtig cool, ein Heiliger zu sein. Da passieren ja immer ganz wunderbare Dinge“, meint Maxi.

Leni hält Opa eine neue Karte hin: „Das ist der Kapuzinermönch Pater Pio“, erzählt Opa. „Er hat unzählige viele Beichten gehört und den Menschen geholfen, Gott wieder mehr zu lieben. Aber er hat auch andere Wunder gewirkt. Das italienische Mädchen Gemma di Giorgi wurde blind geboren – ohne Pupillen und sie hat auch heute keine – aber sie kann sehen. Nach der heiligen Kommunion hat Pater Pio dem Mädchen ein Kreuz auf die Augen gezeichnet. Seit-

dem kann sie klar und deutlich sehen.“

Während Leni noch über Pater Pio staunt, will Maxi wissen: „Hat dieser Ritter auch Wunder gewirkt?“, und liest seinen Namen: „Ignatius von Loyola“. „Ignatius war ein spanischer Ritter, der sein Leben gern mit Waffenspielen, Raufereien und Liebesabenteuer verbrachte“, erklärt Opa. „Aber er war auch sehr tapfer und kämpfte mutig bei der Verteidigung der Stadt Pamplona. Dabei wurde sein Bein von einer Kanonenkugel zerschmettert. Ignatius musste viele Wochen im Krankbett liegen. Oft dachte er über seine Kämpfe und Frauengeschichten nach und stellte fest, dass das sein Herz ablenkte, aber nicht wirklich froh machte. Er wollte gern etwas lesen, aber in der Burg seines Bruders gab es nur zwei fromme Bücher, eines davon mit den Beschreibungen von Heiligen. Widerwillig begann er darin zu lesen, denn er dachte, das wäre langweilig. Aber je mehr er las, desto begeisterter wurde er. Und er spürte eine große Freude im Herzen, eine Freude, die lange anhielt. Dabei dachte er: ‚Wenn Franziskus und Dominikus Heilige werden konnten, warum nicht auch ich?‘ So be-

schloss Ignatius, tatsächlich ein Heiliger zu werden und hat später den berühmten Jesuitenorden gegründet.“

„War das dem Ignatius nicht zu langweilig?“, fragt Maxi. „Schau mal“, erklärt Opa. „Wenn Jesus vom Heilig-Sein spricht, steht im Evangelium das Wort ‚makarios‘. Das bedeutet in deutscher Sprache nicht nur ‚heilig‘, sondern zugleich ‚glücklich‘. Jesus will uns sagen, dass uns ein gutes, ja heiliges Leben auch immer glücklich macht, Freude mit Gott schenkt. Und du und Leni sollt auch heilige und durch Gott glückliche Menschen sein. Probiert das ruhig heute schon mal aus: anderen Menschen helfen, für sie da sein, an Gott denken, ein kleines Gebet sprechen.“ Und Leni und Maxi wollten es tatsächlich probieren und sagten sich – wie der heilige Ignatius: „Ein Heiliger – warum nicht auch ich!“ Und der Tag brachte viele Gelegenheiten, das zu üben...

Als Maxi und Leni abends nochmal an den Tag zurückdachten, waren sie glücklich. Nicht nur weil Opa so spannende Geschichten erzählt hat. Sondern die beiden haben auch noch anderes erlebt: Da kam plötzlich Alex, der Nachbarsjunge, den alle irgendwie ein bisschen komisch finden. Und die beiden haben kurz überlegt und ihn eingeladen dazubleiben und mit ihnen zu spielen. Wie hat sich Alex gefreut, aber auch Leni und Maxi, dass er so glücklich war. Dann haben die beiden ganz freiwillig die Spülmaschine ausgeräumt und den Tisch gedeckt. Oma war ganz begeistert – und Maxi und Leni spürten eine wirkliche Freude in ihrem Herzen. Beim gemeinsamen Abendgebet bemühten sich die beiden, mal richtig gut mitzubeten und auch mit den Gedanken dabei zu sein. Und irgendwie war das viel schöner und kurzweiliger als sonst.

Als Oma dann später noch mal nach den schlafenden Kindern sah und in ihre Gesichter schaute, dachte sie: Ja, heilig sein, gut sein – das macht froh.



Pater Martin Linner ist Mitglied der Ordensgemeinschaft der Servi Jesu et Mariae (SJM) und ist als Seelsorger in der Familien- und Jugendarbeit tätig.



Maschinenbau mit Knalleffekt

Mit den Kriegen in Ukraine und Nahem Osten gewinnt die Rüstungsindustrie an Bedeutung, nachdem sie lange ein Nischen-dasein fristete. Porträt einer Branche

VON JAKOB RANKE

Es ist eine Binsenweisheit der Ökonomie: Unsicherheit schadet der Wirtschaft. Wer zukünftige Entwicklungen schlecht einschätzen kann, wird sich – ob Unternehmen oder Verbraucher – mit Investitionen zurückhalten; Risikoaufschläge für Kredite steigen. Dabei ist Unsicherheit durchaus wörtlich zu nehmen: Auch geopolitische Umbrüche, wie sie mit den Kriegen in der Ukraine und jetzt auch im Nahen Osten verbunden sind, belasten das Wirtschaftswachstum. Und dies nicht nur wegen unklarer Zukunftserwartungen, sondern auch der direkt eintretenden Konsequenzen, wie etwa dem Lieferstopp für russisches Gas. Doch jede Krise kennt auch Gewinner: In diesem Fall ist es die „Sicherheitsindustrie“, vulgo Rüstungsbranche.

Die naturgemäß gewachsene Nachfrage spiegelt sich wieder in den Aktienkursen einer Industriesparte, die in Deutschland eigentlich seit langem keine dominante Stellung einnimmt. Nur etwa 55 000 Menschen beschäftigten die Rüstungsindustrie in Deutschland im Jahr 2020 direkt, also ohne Berücksichtigung von Zulieferern, schätzt das Institut der deutschen Wirtschaft (IW). In der Automobilbranche verdienten im gleichen Jahr etwa 800 000 Menschen ihr Geld. Den wenigen bekannten deutschen Rüstungskonzernen geht es dafür nun vergleichsweise gut. Rheinmetall, der größte deutsche Konzern, der sein Geld in erster Linie mit Waffen verdient, konnte seinen Aktienkurs im Lauf des Jahres 2022 mehr als verdoppeln. Auch nach dem Hamas-Angriff schnellte der Kurs vorübergehend um 18 Prozent nach oben. Und allein im vergangenen Jahr stellte das Unternehmen, das unter anderem die von der Bundesregierung an die Ukraine abgegebenen Leopard-Panzer baut, 1 200 neue Mitarbeiter ein. In der Rangfolge der weltgrößten Rüstungsunternehmen liegen dennoch 30 Konkurrenten vor dem Düsseldorfer Konzern, darunter auch Airbus. Der europäische Flugzeugbauer fertigt in Deutschland etwa Teile des Militärtransportflugzeugs A400M und des Kampfflugzeugs Eurofighter. Die Produktion von Komponenten für die sehr teuren und komplexen Militärflugzeuge machte 2020 mehr als die Hälfte an der Wertschöpfung der deutschen Rüstungsindustrie aus; Fahrzeug-, Schiffs- und sonstiger Waffenbau spielten eine kleinere Rolle.

Der relative wirtschaftliche Erfolg der Rüstungsbranche ist kein Selbstläufer, denn der Markt, auf dem die Anbieter agieren, ist überschaubar und stark reguliert. Größter Abnehmer inländischer Rüstungsunternehmen ist normalerweise der eigene Staat. Eine Garantie für stetige Auftragsvergabe ist dies aber nicht. So müssen konkrete Beschaffungsvorhaben – ab einem Wert von 25 Millionen Euro – jeweils im Haushaltsausschuss des Bundestages beschlossen werden.



Industrie im Aufwärtstrend: Israelische Korvette, gebaut in Kiel, Stückpreis um die 100 Millionen Euro. Foto: IDF / wikimedia

Und seit Ende des Kalten Krieges war der deutsche Staat, der zwischenzeitlich gesunkenen Bedrohungslage entsprechend, relativ sparsam, was neue Beschaffungsmaßnahmen betrifft. Nicht nur der Anteil der deutschen Wirtschaftsleistung, die für den Wehretat ausgegeben wird, sank von knapp drei Prozent in den 80er-Jahren auf Werte zwischen 1,1 Mitte der 2010er Jahre und aktuell etwa 1,4 Prozent; immer noch deutlich weniger als die von der NATO eigentlich verlangten zwei Prozent. Auch der Anteil ihres Budgets, den die Bundeswehr tatsächlich für Rüstung ausgibt, ist im europäischen Vergleich niedrig. So flossen aus dem rund 50 Milliarden Euro schweren regulären Verteidigungsetat im Jahr 2022 nur knapp 20 Prozent in die Beschaffung neuer Ausrüstung, in den Vorjahren noch deutlich weniger. In Frankreich kamen demgegenüber etwa 29 Prozent des Verteidigungsetats der Aufrüstung zugute. In der deutschen Rüstungsindustrie hat die stark reduzierte Investition durch die Bundeswehr während der vergangenen drei Jahrzehnte auch zu einer entsprechenden Verkleinerung der Produktionskapazitäten geführt. So wird in einer Studie der Hans-Böckler-Stiftung davon ausgegangen, dass es noch 1990 44 000 Arbeitsplätze allein in der Herstellung von „Heerestechnik“, also Panzern, Munition, Fahrzeugen und Ähnlichem gegeben habe; mittlerweile seien es nur noch etwa 7 000 Arbeitsplätze.

Schwierige Kooperation

Was ändert die „Zeitenwende“ an dieser Ausgangslage? Zusätzliche Investitionen von 100 Milliarden Euro hat die Bundesregierung nach dem russischen Angriff auf die Ukraine beschlossen. Da schnelle Aufrüstung Priorität hat, wird auf eine heimische Entwicklung allerdings teils verzichtet. Stattdessen kommen Produkte ausländischer Hersteller „von der Stange“ zum Zug. Den bisher größten Einzelposten machen die 8,3 Milliarden Euro aus, für die die Bundesrepublik 35 Kampfflugzeuge vom Typ F-35A aus den Vereinigten Staaten erhalten soll, produziert vom weltgrößten Rüstungskonzern Lockheed-Martin. Auch die eigene Entwicklung eines Abwehrschirms gegen ballistische Raketen, die 2020 nach jahrelanger Verzögerung eingestellt worden war, hat eine Fähigkeitenlücke hinterlassen, die nun plötzlich als kritisch eingestuft wird. Daher wird jetzt das israelisch-amerikanische System „Arrow 3“ beschafft, Medienberichten zufolge für etwa vier Milliarden Euro.

Die deutsche Industrie soll dafür unter anderem bei zwei Großprojekten zum Zuge kommen, die gemeinsam mit Frankreich entwickelt werden: „FCAS“ und „MGCS“. Hinter den Akronymen verbirgt sich ein Kampfflugzeug der nächsten Generation (FCAS, Future Combat Air System), das in Deutschland den Eurofighter und in Frank-

reich das Kampfflugzeug „Rafale“ ersetzen soll, und ein neuer Kampfpanzer (MGCS, Main Ground Combat System), der dem deutschen „Leopard 2“ und dem französischen „Leclerc“ nachfolgen soll. Große Waffensysteme werden in Europa aufgrund der hohen Kosten häufig auf mehrere Schultern verteilt, die dann auch als garantierte Abnehmer fungieren. Ironischerweise folgen FCAS und MGCS dabei aber Vorgängern, die eigentlich ebenfalls als europäische Gemeinschaftsprojekte hätten entwickelt werden sollen. Frankreich stieg jedoch aus dem multilateralen Eurofighterprogramm aus, Deutschland beendete 1982 die Zusammenarbeit im Rahmen des „Kampfpanzer-90-Programms“, das in den „Leclerc“ mündete.

Unterschiedliche Vorstellungen der beiden Empfängerarmeen spielten dabei ebenso eine Rolle wie deutsche Bedenken beim Thema Waffenexport. Auch die aktuellen Projekte sind zwar offiziell politisch noch gewünscht, stehen aber Hürden gegenüber. So streiten sich beim FCAS die designierten Vertragspartner Airbus und Dassault, wer bei dem Projekt federführend sein soll. Experten warnen zudem, dass der deutsche Kauf der F-35 der FCAS-Realisierung im Weg stehen könnte: Einerseits, weil damit bereits ein ebenfalls sehr teures Kampfflugzeug mit grob vergleichbaren Fähigkeiten zur Verfügung steht; andererseits, weil die Verknüpfung der „combat clouds“, also der fortschrittlichen IT-Systeme beider Flugzeuge, wohl schwer zu realisieren wäre.

Das MGCS wiederum soll, wenn es denn kommt, erst 2040 fertig sein und krankt an der Beteiligung dreier Firmen: der Münchner Waffenschmiede Kraus-Maffei-Wegmann, die zusammen mit dem französischen Panzerbauer „Nexter“ unter dem Dach der niederländischen Holding „KNDS“ verschmolzen ist, und Rheinmetall. Die Zusammenarbeit der Unternehmen gilt als belastet, die Führungsebenen als zerstritten; nicht zuletzt, weil Rheinmetall mit dem kürzlich vorgestellten „Panther“ bereits auf eigene Faust einen potentiellen Konkurrenten für das MGCS entwickelt hat.

Erfolg im Exportgeschäft

Angesichts der nach wie vor bestehenden Unklarheiten bezüglich der großen europäischen Rüstungsprojekte ist es also wohl nicht allein das Zeitenwende-„Sondervermögen“, das Aktionäre deutscher Waffenschmieden in letzter Zeit zuversichtlich stimmte – zumal absehbar ist, dass Deutschland nicht genug Geld wird aufbringen können, um den Investitionsstau der Bundeswehr wirklich zu beheben. 300 statt 100 Milliarden Euro bräuchte es dafür eigentlich, bekannte die Wehrbeauftragte des Bundestags, Eva Högl, vor Kurzem. Eher dürfte sich die höhere globale Nachfrage nach Rüstungsgütern positiv auf die

Geschäftserwartungen auswirken. Auch bisher war der Export ein wichtiges Standbein: So exportierte Deutschland bereits 2021 Rüstungsgüter im Wert von über neun Milliarden Euro, während der Bundeswehr im gleichen Jahr nur etwas weniger als neun Milliarden für Beschaffungsvorhaben zur Verfügung standen. Dabei ist auch das Exportgeschäft kompliziert, weil jede Lieferung genehmigt werden muss. Und während Exporte in EU- und NATO-Länder in der Regel erlaubt werden, sind Exporte in Drittländer gemäß der „politischen Grundsätze“ der Bundesregierung, die im Jahr 2000 beschlossen wurden, grundsätzlich nicht zu genehmigen, „es sei denn, dass im Einzelfall besondere außen- oder sicherheitspolitischen Interessen“ dafür sprechen. Das sorgt auf europäischer Ebene regelmäßig für Ärger, da deutsche Komponenten nicht nur in offiziellen Kooperationsprojekten, sondern in geringerem Ausmaß auch in vielen anderen Rüstungsgütern europäischer Hersteller verbaut sind. So verhängte die Bundesregierung 2018 nach der Ermordung des saudischen Regimekritikers Jamal Kashoggi und angesichts der fortgesetzten saudischen Intervention im Jemen einen Rüstungsexportstopp über das solvente arabische Königreich. Mit der Folge, dass Frankreich drohte, Rüstungsgüter zukünftig „german-free“ produzieren zu wollen.

Immerhin: Im Fall des jüngsten Krisenherdes hatte Deutschland weder jetzt noch in der jüngeren Vergangenheit Bedenken bei Waffenexporten, denn „die Sicherheit Israels ist Staatsräson“, wie Bundeskanzler Olaf Scholz bei seinem Besuch in der vergangenen Woche abermals betonte. Und so kauft nicht nur Deutschland in Israel Rakete-technik ein, auch Israel bekommt seit Jahrzehnten neben Komponenten für den eigenen Waffenbau vor allem Kriegsschiffe und U-Boote aus Deutschland geliefert. Und während letztere – die teuersten Waffensysteme der israelischen Armee, von Deutschland aus einer Motivation von Staatsräson und Industriepolitik heraus mit hunderten Millionen Euro subventioniert – die nukleare Abschreckung Israels mitgarantieren sollen, weil aus ihren Torpedorohren wohl auch nuklear bestückte Marschflugkörper verschossen werden können, kamen erstere bereits kurz nach dem Hamas-Angriff zum Einsatz. So zeigt ein Video der israelischen Armee, wie eine Korvette des Typs „Sa'ar 6“ Ziele am Strand von Gaza beschießt; dazu passt, dass Israel Deutschland angesichts des Angriffs um Munitionslieferungen für seine Marine gebeten hat.

Ob Deutschland liefern kann? Nach drei Jahrzehnten relativer geopolitischer Entspannung sind nicht nur die Munitionsbestände der Bundeswehr eher dürtig bestückt, sondern auch die Produktionskapazitäten der Rüstungsindustrie gerade erst wieder zaghaft im Steigen begriffen. Die Zukunft aber sieht für die Branche umso besser aus, je unsicherer die Welt wird.

KOLUMNE

Ludwig Erhards Leistung

VON PETER SCHALLENBERG

Vor fast genau 75 Jahren, am 28. August 1948, sprach Ludwig Erhard auf Einladung von Konrad Adenauer auf dem Parteitag der CDU in der britischen Zone in Recklinghausen. Damals war Erhard seit März 1948 Direktor der Verwaltung für Wirtschaft des Vereinigten Wirtschaftsgebietes der drei westlichen Besatzungszonen und maßgeblich verantwortlich für die noch ohne DM funktionierende Wirtschaftspolitik im Westdeutschland des Wiederaufbaus. Diese Wirtschaftspolitik sollte ein getreues Pendant der Verfassungspolitik nach dem menschenverachtenden Nazi-Regime sein: die Freiheit der Personen und der Individuen fördern und zur Förderung des Gemeinwohls beitragen. Daher hatte der vom 10. bis 24. August 1948, wenige Tage vor Recklinghausen, auf Herrenchiemsee tagende Verfassungsgebende Konvent Artikel 1 des zukünftigen Grundgesetzes präzise so formuliert: „Die Würde des Menschen ist unantastbar!“ Diese Würde galt es auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu schützen und zu fördern, in einer freien und zugleich sozialen Marktwirtschaft, wie sie auf der Grundlage der Freiburger Schule in der Zwischenkriegszeit und explizit bei Alfred Müller-Armack 1947 genannt wurde. Das war ein besonderes Anliegen Konrad Adenauers und daher hatte er Ludwig Erhard zur Darlegung der Grundsätze einer Sozialen Marktwirtschaft nach Recklinghausen eingeladen.

Das war bitter nötig, denn Anfang 1947 hatten sich großen Teile der CDU im Ahlener Programm auf einen christlichen (oder religiösen) Sozialismus festgelegt mit massiver Skepsis gegenüber Privateigentum und Kapitalbesitz in Unternehmehand. Adenauer war das ein Graus. Und Ludwig Erhard gelang es, mit deutlichen Hinweisen auf die evangelische und katholische Soziallehre am Ursprung der Sozialen Marktwirtschaft, von dem Konzept eines sozialen Ordoliberalismus in der Spur von Walter Eucken zu überzeugen: Es entstanden in der CDU in Folge am 15. Juli 1949 die Düsseldorfer Leitsätze als Grundlage des Wahlprogramms der CDU bei der ersten Bundestagswahl 1949. Seitdem gilt diese christlich-soziale Marktwirtschaft in Deutschland, daneben auch in Österreich und der Schweiz, seit dem Vertrag von Lissabon sogar in der EU. Prägend dafür sind wesentlich drei Prinzipien: Wirtschaftliche und politische Selbstbestimmung, Förderung der Leistungsbereitschaft durch fairen Wettbewerb, privatwirtschaftliche Haftung. Erst in Recklinghausen und in Düsseldorf wurde diese Marktwirtschaft, ein Kind des Ordoliberalismus mit der Betonung eines starken staatlichen Ordnungsrahmens für freien Wettbewerb mit dem Schutz der Freiheit aller Wirtschaftssubjekte und christlicher Soziallehre, geboren, getreu der typisch christlichen und sehr einfachen, fast schon naiven, aber sehr, sehr notwendigen Frage: Wie sieht ein Staat und eine Wirtschaftsordnung aus, die Gott gefällt, weil sie die Ewigkeit seiner Liebe gut vorbereitet? Denn es gilt eben: Gebt Gott, was Gott gehört, und gebt dem Menschen in Staat und Wirtschaft, was dem Menschen gehört! Und das ist nach dem bloßen Leben die Freiheit zur Entfaltung seiner Talente!



Der Autor ist Direktor der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle. Die Kolumne erscheint in Kooperation mit ihr.

Foto: KNA

Märchenhafte Küste

Wo Ligurien am schönsten ist: Mit dem Zug unterwegs zwischen La Spezia und Genua **VON URSULA ANGELIKA KÜFFNER**

Die italienische Bahn ist erstaunlich pünktlich. Auf dem Bahnsteig von Cavi di Lavagna haben sich nur eine Handvoll Touristen eingefunden, die Richtung Genua fahren möchten, und nach wenigen Minuten Wartezeit fährt der Zug auf die Minute genau in den Bahnhof ein. Ein Sitzplatz am Fenster ist noch frei und auf geht es nach Santa Margherita Ligure auf einer der schönsten Bahnstrecken Europas zwischen La Spezia und Genua.

Wandern oder Strand: Für alle etwas dabei

Santa Margherita Ligure ist quasi der Vorort von Portofino. Die elegante Hafenstadt mit nicht einmal 10 000 Einwohnern lebt hauptsächlich vom Tourismus. Hier reihen sich luxuriöse Hotels und prunkvolle alte Villen aneinander. Man trifft sich in den Restaurants und Cafés am Meer, denn der Hafen mit seiner großzügigen Promenade ist der Mittelpunkt der Stadt. Dort liegen nicht nur die Fischerboote und eleganten Yachten vor Anker, der Hafen ist auch Ausgangspunkt für Ausflugsfahrten in die nähere Umgebung. Die weitläufige Fußgängerzone im Zentrum mit exklusiven Läden und Galerien ist Anziehungspunkt für die zahlreichen Gäste, die an der Küste ihre Ferien verbringen. Santa, wie das Städtchen kurz genannt wird, kann auch mit vielen typisch italienischen Strandbädern aufwarten, liegt es doch an einem der schönsten Küstenabschnitte der Region, der Riviera di Levante,

an der Ostseite des Kaps von Portofino am Golfo del Tigullio direkt an der Costa dei Delfini. Von hier aus startet ein etwa fünf Kilometer langer Wanderweg direkt an der Küste entlang nach Portofino, einem der exklusivsten Ferienorte der Welt. Hinter jeder Wegbiegung verstecken sich traumhafte kleine Buchten mit türkisgrünem Wasser. Dass Portofino kein normaler Ferienort ist, sieht man an den teuren Sportwagen der absoluten Luxusoberklasse in ausgefallenen grellen Farben, die die Wanderer immer wieder auf der schmalen Straße überholen. Portofino ist weltweit einer der Hotspots für die High Society. Mit nur 500 Einwohnern hat das beschauliche Dörfchen eine erstaunliche Dichte an Luxusboutiquen, First Class Hotels und erstklassigen Restaurants. Yachten in der Preisklasse von Luxusimmobilien schaukeln vor dem Örtchen sanft in den Wellen.

Im Zentrum von Portofino, nur ein paar Treppenstufen vom Hafen entfernt, ragt die Chiesa di San Martino aus den alten Häuserreihen hervor. Der hohe Glockenturm ist ein beliebtes Fotomotiv und von weitem sichtbar. Alte Dokumente belegen, dass das Gotteshaus bereits im 11. Jahrhundert gebaut wurde. Das prunkvolle Innere ist mit großen Kronleuchtern ausgestattet, hinter dem wunderschönen Altar befinden sich kostbare alte Gemälde. Hierher verirren sich keine Touristenscharen, die Kirche ist ein Ort der Ruhe und des Friedens.

Hoch über dem Örtchen thront eine weitere Kirche, die Chiesa di San Giorgio, auf einem Felsen. Funde weisen darauf hin,



Glasklare Buchten, Yachten und italienische Villen: Portofino ist als Urlaubsort hochbeliebt. Foto: Ursula Angelika Küffner

dass an dieser Stelle bereits 1154 ein christliches Gotteshaus stand. In der bescheiden ausgestatteten Kirche befinden sich die Reliquien des heiligen Georg, des Schutzpatrons von Portofino. Dahinter versteckt sich ein alter Friedhof, dessen verwitterte Grabsteine verträumt aufs Meer hinausblicken. Besuchermagnet ist aber hier der Platz an der Kirche, die Aussichtsplattform Terrazza San Giorgio, die den Gästen den weltbesten

Panoramablick auf Portofino und seinen Hafen gewährt. Der Ort mit seinen bunten, aneinandergeschmiegt Häusern, die sich um ein Naturhafenbecken gruppieren, bietet einen Anblick wie aus einem Bilderbuch und ist ein beliebtes Fotomotiv. Auch Naturliebhaber kommen hier auf ihre Kosten. Idyllische Wanderwege durchziehen die gesamte Halbinsel. Die Pfade schlängeln sich durch üppige Vegetation mit Pinien, Oliven

und Zypressen und bieten immer wieder atemberaubende Ausblicke auf das Meer, das hier in sämtlichen Blau- und Grüntönen schimmert.

Zurück in Cavi führt ein wunderbarer Wanderweg über den Berg nach Sestri Levante. Der Rocche di Sant'Anna führt hoch über dem Meer von Ort zu Ort. In Sestri Levante begegnet man dem wahren Ligurien: Kleine, schmale Gassen, bunte Hausfassaden in verschiedenen Erdtönen, malerische kleine Läden und Restaurants und verträumt in der Bucht schaukelnde Fischerboote prägen das Bild des Städtchens. Die Badebuchten haben hier so romantische Namen wie „Bucht der Stille“ und „Märchenbucht“ – und das ist im Ort auch Motto.

Wieder am Bahnhof von Sestri Levante geht es weiter Richtung Cinque Terre: Monterosso, Vernazza, Corniglia, Manarola und Riomaggiore. Die fünf malerischsten Orte reihen sich wie Perlen hintereinander an den schroffen Felsen. Von den Bahnhofen führt meist ein steiler Weg zu malerischen Häfen hinunter, an den sich Läden, Cafés und Restaurants dicht aneinander schmiegen. Unten angekommen hat man einen wunderbaren Blick auf die eng nebeneinanderstehenden Turmhäuser in unterschiedlichen Pastelltönen, den man auf keinen Fall verpassen sollte. Und im Restaurant oberhalb von Vernazza kann man mit einem Glas Aperol in der Hand jenseits des Trubels ganz entspannt den Ausblick auf das tiefblaue endlos erscheinende Meer genießen.

Der neue Abonnent

Ja, ich bestelle ab _____ für mindestens 12 Monate die wöchentlich erscheinende überregionale katholische Zeitung **Die Tagespost**. Nach Ablauf des ersten Bezugsjahres kann das Abo zum letzten Tag eines Kalendermonats gekündigt werden, sofern die Kündigung bis zum 10. des laufenden Monats beim Verlag zugeht.

Ich zahle bei Zustellung im Inland (Deutschland):

☐ 16,70 € monatlich ☐ 50,10 € vierteljährlich ☐ 100,20 € halbjährlich ☐ 200,40 € jährlich

Ich zahle bei Zustellung im Ausland:

☐ 17,65 € monatlich ☐ 52,95 € vierteljährlich ☐ 105,90 € halbjährlich ☐ 211,80 € jährlich

Vertrauensgarantie:
Ich bin berechtigt, diese Bestellung innerhalb von zwei Wochen schriftlich zu widerrufen. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung an: Johann Wilhelm Naumann Verlag GmbH, Postfach 3110, D-97041 Würzburg oder leserdienst@die-tagespost.de

Der Vermittler der Neubestellung

Ich freue mich auf mein Geschenk und wähle:

☐ Prämie 1: Buch-Paket A ☐ Prämie 2: Schreibset

Und so leicht geht's

Diesen Coupon einfach per

Post J. W. Naumann Verlag
Berner Straße 2
D-97084 Würzburg
+49 (0) 931 3 08 63-33 oder
Fax leserdienst@die-tagespost.de
E-Mail an **Die Tagespost** schicken.

Die Tagespost

Sie zu empfehlen ist eine Sache der Überzeugung. Stärken wir gemeinsam die katholische Stimme in den Medien!

Als **Tagespost**-Abonnent genießen Sie zahlreiche Vorteile.

Werben Sie einen neuen **Tagespost**-Leser und sichern Sie sich als Dankeschön gratis das neue Buch von Erzbischof Georg Gänswein über seine Jahre an der Seite von Benedikt XVI., erschienen bei Herder. Sie erhalten das Buch im Paket mit der wegweisenden Benedikt-Biografie von Peter Seewald. Es ist natürlich auch möglich, eine andere Prämie aus unserem Sortiment zu wählen.

Auch wenn Sie kein Abonnent sind, können Sie einen neuen **Tagespost**-Leser werben und von unserem attraktiven Prämiensortiment profitieren.

Ihre Prämie

Prämie 1: Buch-Paket A

Das meistdiskutierte Buch des Jahres: Kaum einer kannte Benedikt XVI. so gut wie Erzbischof Georg Gänswein. Er begleitete Joseph Ratzinger nahezu drei Jahrzehnte bis zu dessen Tod. Gänswein weiß, was wirklich hinter dem spektakulären Amtsverzicht steckte. Darüber spricht er in diesem Buch offen und schreibt auch über das Leben mit »zwei« Päpsten im Vatikan.

Benedikt XVI. Ein Leben: Peter Seewald gilt als einer der besten Kenner von Papst Benedikt XVI. Er zeichnet den Werdegang des späteren Papstes Benedikt XVI. von dessen Geburt in Marktl am Inn bis zu seinem Rücktritt vom Amt des Papstes nach. Seewald konnte für diese Biographie auch mit engen Weggefährten sprechen.



Prämie 2: Schreibset

Das edle Füller/Kugelschreiber-Set „XB Grip Edition“ in schwarz aus dem Traditions- und Schreibwaren-Haus Faber-Castell überzeugt durch das klar durchdachte Grip Design in ausgefeilter Ergonomie. Die charakteristischen Noppen passen farblich zum Schaft. Extra weiches Schreiben mit schwarzer Feder aus hochwertigem Edelstahl mit Iridiumkornspitze bzw. weiches Schreiben mit XB-Kugelschreiber-Mine. Geliefert im attraktiven Geschenkset aus Metall.



Weitere interessante Prämien finden Sie in unserem Prämienkatalog. Einfach anfordern unter leserdienst@die-tagespost.de oder Fax: +49 931 3 08 63-33

Anzeige

70

Eine deutliche Mehrheit von 70 Prozent der Deutschen stimmt der Aussage, dass der Russland-Ukraine-Krieg angesichts des Nahostkonflikts nicht in Vergessenheit geraten darf, zu.

Lediglich 15 Prozent sind gegenteiliger Ansicht und weitere zehn Prozent wissen es nicht.

Das hat eine repräsentative Umfrage von INSA im Auftrag der „Tagespost“ ergeben.

Tendenziell steigt mit dem Alter der Anteil derer an, welche der Aussage zustimmen

(von 55 auf 83 bzw. 79 %). Jüngere lehnen diese Aussage entsprechend tendenziell häufiger ab (von 26 auf 8 %).

Auch stimmen Befragte aus Ostdeutschland der Aussage seltener zu als jene aus Westdeutschland (63 zu 72%).

Weiter kann festgestellt werden, dass alle Konfessionsgruppen der Aussage jeweils mit einer deutlichen Mehrheit zustimmen (54 – 74%).



Von „Derrick“ lernen

VON JOSEF BORDAT

Fortschritt, ich höre immer Fortschritt! Alles für den Fortschritt! Überall Fortschritt! Ach, ja? Gibt es den denn wirklich? Ich meine, schauen wir's uns doch mal an. Heute im „Tatort“ braucht man ganze Teams mit Labor und allem technischen Schnick-Schnack und Schmauchspuren und DNA-Abgleich und wasweißich. „Derrick“ hat die Fälle noch ganz allein und gemütlich beim Abendessen mit dem Mörder (oder dessen Ehefrau) gelöst. Das waren noch Zeiten! Nein, nein, nein – es gibt keinen Fortschritt! Zumindest nicht mehr. Das meinen auch Forscher der University of Minnesota. „Kaum noch Fortschritt in der Forschung?“ betitelte „Spektrum“ den Bericht über die Studie Anfang des Jahres. Es bliebe unter dem Druck des permanenten Publizierens für unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kaum noch die Zeit, mal gründlich über alles nachzudenken, um dann zu innovativen Lösungen zu kommen, beklagen die Autoren. Sag ich ja: Öfter mal den „Derrick“ machen. Am Schreibtisch sitzen und ins Leere blicken. Abendessen. Dann klappt's auch mit dem Fortschritt.



Sanktuarien, die zur Kontemplation einladen: Lob vom Priester für den Dienst der Scouts.

Foto: Lothar C. Rilingier

Der Dienst der Scouts

Glaubens-Einsatz: Katholische Pfadfinder retten ein Sanktuarium in Limousin **VON LOTHAR CHRISTIAN RILINGER**

Das im Südwesten Frankreichs gelegene Limousin wird als Keimzelle nicht nur des französischen Kommunismus, sondern auch des atheistischen Laizismus angesehen. Die im Zuge der Französischen Revolution von 1789 vollstreckten Enthauptungen von über 200 000 Gegnern gerade aus dem Adel und dem Klerus wurden zum Gründungsmythos Frankreichs erhoben. Die in Stellvertretung enthaupteten Skulpturen von Jesus Christus und den Heiligen sowie den Königen in den Kirchen fristen selbst nach über 200 Jahren immer noch ihr kopfloses Dasein, um ja nicht den Anschein zu erwecken, im Kampf gegen die Kirche und gegen Gott nachzulassen und zu billigen, dass sich die älteste Tochter Roms wieder auf das ursprüngliche christliche Fundament stützen könnte.

Die im Eigentum der öffentlichen Hand stehenden Kirchen im südlichen Limousin, von denen die meisten aus der Romanik stammen, werden von der Öffentlichkeit oft nur noch als museale Bauwerke betrachtet. In vielen Kirchengebäuden ist deshalb auch schon seit langem das Ewige Licht erloschen. Selbst in Kirchen, in denen ab und an noch die Heilige Messe zelebriert wird, werden – gerade an Sonntagen – Verkaufveranstaltungen von minderwertiger Kunst durchgeführt, wogegen sich die Priester nicht wehren können, da sie ja schließlich nur geduldete Nutzer dieser Gebäude sind.

Oft müssen die wenigen Gläubigen, obwohl in jedem Dorf eine Kirche steht, über zwanzig Kilometer und sogar mehr fahren, um die einzige Sonntagsmesse im Sprengel mitzufeiern zu können. Ein kleiner Haufen unentwegter Kirchgänger, der nur im Ferienmonat August und Ostern anschwillt – nur dann, wenn die in der Weite der frankophonen Welt lebenden Gläubigen auf ihre im Limousin liegenden Landsitze zurück-

kehren – hält der Kirche die unbedingte Treue. Die Entchristlichung der Gesellschaft ist auch seitens des Staates gewollt, so dass die Religion immer mehr aus dem gesellschaftlichen Diskurs ins Private verbannt wird. Dem widersetzen sich aber wieder und wieder Gruppierungen und versuchen zu retten, was noch zu retten ist.

Im Süden des Limousin, in der Nähe von Gorre, hat eine Familie, die Eigentümerin einer vormals bedeutenden Wassermühle ist, auf ihrem Grundstück ein Sanktuarium errichtet, um an einem Ort in der Nähe des Hauses beten zu können, aber auch um den gläubigen Wanderern die Möglichkeit zu eröffnen, innezuhalten und sich für ein paar kontemplative Momente in ein Gebet versenken zu können. Da die jetzige Eigentümerin jedoch seit Jahren vornehmlich in Spanien lebt und die Mühle deshalb der Verlassenheit und dem Vergessen preisgegeben worden ist, konnte das kleine Sanktuarium nicht mehr der Witterung und dem Vandalismus mancher Zeitgenossen standhalten und verfiel zusehends. Doch die katholischen Pfadfinder aus Limoges, die scouts, was sinnigerweise als „Skuuts“ ausgesprochen wird, erlangten Kenntnis von dem Verfall, ergriffen die Initiative und restaurierten dieses kleine Sanktuarium, das bestimmt kein Kunstwerk ist, aber die Bitten und das Flehen so vieler Generationen von Gläubigen in sich birgt. Es besteht aus Feldsteinen, die wie zu einem großen Bienenkorb aufgehäuft sind, der von einem Kreuz aus Eisen gekrönt wird. Ein kleiner Raum, der nur durch ein hölzernes Gitter verschlossen wird, umschließt den Ort, an dem Erinnerungen hinterlegt worden sind: Figürchen und Vasen, alles Gegenstände des Alltags, die aber doch eine geistliche Intention ausstrahlen. Ein Priester, der ebenfalls in der Kluft der scouts erschienen war, hatte betend die prächtigen Messgewänder

angelegt, um in einer Andacht das Sanktuarium ein weiteres Mal zu weihen. Dabei sangen die Gläubigen einige Marienlieder, beteten die vorgeschriebenen Gebete, und der Priester segnete mit Weihwasser das Sanktuarium. Später legten die scouts ihren Wimpel zu den anderen Erinnerungsgaben im Sanktuarium. Auf jenem ist aufgedruckt, dass er von dem Clan de l'Immaculée aus Limoges stammt. Das aufgedruckte Jerusalemkreuz zeigt die katholische Ausrichtung dieser Gruppe, und im Kreuzungspunkt der Arme prangt die Lilie, das Zeichen einer vorrevolutionären Gesinnung der Pfadfinder.

Nach dem letzten Lied zogen wir gemeinsam zur Kirche von Gorre, um die Vorabendmesse zu feiern – in eine kleine Dorfkirche, die aus der Romanik stammt und eine besondere geistliche Tradition und Kultur repräsentiert. Das Kirchengebäude ist meistens verschlossen, da es einen Schatz beherbergt, der wundersamerweise noch nicht in einem Museum verschwunden ist, sondern immer noch der Verehrung Gottes dient. Es ist ein prächtiges Kreuz aus dem 13. Jahrhundert, das zwar durch Panzerglas geschützt ist, dessen Aura aber gleichwohl immer noch zu spüren ist. Das Kreuz stammt aus dem Schatz der Abtei von Grandmont, die neben seiner Eremitage im Limousin von dem hl. Etienne de Muret 1076 gegründet wurde. Noch vor der Revolution von 1789 wurde das Kloster aufgelöst und der Bischof von Limoges, Monseigneur du Plessis d'Argentré, übertrug dem Pfarrer von Gorre das Kreuz. Es besteht aus Holz, ist aber mit vergoldeten Silberplatten ummantelt. In diese sind 170 kostbare Steine wie Granat, Opal, Amethyste, Topase und Smaragde eingelassen. Es ist ein Kreuz mit zwei Balken, wobei auf der Vorderseite

im oberen Querbalken ein Jaspis eingearbeitet ist, auf dem ein Löwe dargestellt wird, der einen Hirschen verschlingt, sowie ein Wolf, der einen Hasen verfolgt. Auf der Rückseite ist in einem Amethysten ein Ritter in einer griechischen Rüstung eingraviert, der mit einem Löwen kämpft. Dieser Stein stammt aus Persien und wurde im I. Jahrhundert bearbeitet. Im Kreuzungspunkt des unteren Balkens hingegen wird eine Kreuzesreliquie aufbewahrt – ein Splitter des Kreuzes, das Helena, die Mutter des römischen Kaisers Konstantin des Großen, der Legende nach im 4. Jahrhundert in Jerusalem gefunden hat und von dem viele Katholiken überzeugt sind, dass an ihm Jesus Christus gekreuzigt und gestorben ist.

Das Kreuz ist ein Kleinod, das den Rausch der zerstörenden Revolutionäre und ihrer geistigen Nachfolger überstanden hat – ein außergewöhnlicher Schatz, inmitten einer Ansammlung von die Kirchenwände schmückenden wenig artifiziellen Gipsfiguren im Stil Saint Sulpice, die ein „Übermaß an Banalität“ ausstrahlen, wie schon Joris-Karl Huysmans diesen aus der nachrevolutionären Verarmung der Kirche geborenen Stil verurteilt hat.

In seiner Predigt hob der Priester hervor, was für einen unschätzbaren Dienst die scouts erbracht hätten. Sie kümmerten sich um diese zuweilen abseits der Wege liegenden Sanktuarien, die zur Kontemplation einladen. Diese seien oft dem Vergessen preisgegeben, das Interesse an ihnen sei erloschen, man möchte nicht mehr beten. Der Beitrag der Pfadfinder, sich diesem Trend entgegenzustellen, ist nur ein kleiner, doch die Summe dieser Aktionen schließt sich zum Ganzen zusammen. Christen müssen sich in den Diskurs einschalten, jeder nach seinen Möglichkeiten, um das Christentum vor dem Untergang zu bewahren.

Bild der Woche

Nein, dies ist keine Aufnahme der Solidaritätsbekundung mit Israel, die am Sonntag am Brandenburger Tor stattfand. Die arabischen Männer, die einen Tag früher an gleicher Stelle mit Gebets-teppichen zusammenkamen, veranstalteten eine „Isha-Gebetsaktion“, um „friedlich unsere Stimme gegen das Leid unserer Geschwister“ zu erheben. Womit nicht die Opfer der Hamas gemeint waren. Eine „Machtdemonstration in der Hauptstadt“ schreibt „Nius.de“. Foto: privat



Eine zweite jüdische Tragödie

Der Angriff der Hamas fand am 7. Oktober statt – am letzten Shabbat des Sukkot, des Laubhüttenfestes. Vor 80 Jahren fand zu Beginn des Laubhüttenfestes die große Razzia gegen die Juden Roms statt VON BODO BOST

Das einwöchige Laubhüttenfest erinnert die Juden sowohl an Erntedank als auch an den 40jährigen Durchzug durch die Wüste. Viele jüdische Familien mit Kindern bauen in dieser Woche Hütten neben ihr Haus, in denen sie wohnen. Der letzte Tag der Woche, Simchat Tora, ist besonders fröhlich, man liest den ganzen Tag aus der Tora und macht Umzüge mit Kindern. Seit dem 7. Oktober dieses Jahres verbinden die Israelis mit Simchat Tora das Massaker im West Negev mit über 1300 Opfern, einer der größten Katastrophen des neuzeitlichen Judentums.

Ein makaberer Zufall? Vor achtzig Jahren begann das Laubhüttenfest am Shabbat, dem 16. Oktober 1943; an diesem Tag begann die Deportation der römischen Juden nach Auschwitz, das wie kein anderer Tag das Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und dem Judentum belastete, weil die Deportation praktisch vor den Augen des Papstes stattfand, und der Papst aus Sicht mancher geschwiegen hat. Stimmt das?

Vom 9. bis 11. Oktober fand deshalb in Rom, drei Jahre nach Öffnung der Archive des Vatikans ein internationaler Kongress über „Pius XII. und die Juden“ statt. Pater Norbert Hofmann, Leiter der Päpstlichen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum, sagte, dass kirchliche Einrichtungen in Rom, als sie 1943 in großem Umfang Juden vor der SS versteckten, dies unter aktiver Mitwirkung und Leitung von Papst Pius XII. taten. Diese Erkenntnis sei eines der wichtigsten Ergebnisse dieses Kongresses gewesen. Vielen war dies jedoch schon vorher bekannt. So schrieb zum Beispiel am 23. Oktober 1943 die Oberin der Luxemburger Franziskanerinnen in der Via Poggio Moiano in Rom in ihre Chronik: „Es gibt eine große Zahl Verfolgter, meist Juden, die bei uns unter dem Schutz der Trösterin der Betrüben stehen (...) Es ist ausdrücklicher Wunsch der kirchlichen Oberen, dass die Klöster sich dieser Bedürftigen annehmen.“

Doch was genau ging der Judendeportation in Rom am Laubhüttenfest 1943 voraus? Am 12. September besetzte die deutsche Wehrmacht nach dem Sturz Mussolinis Italien. Mit der Wehrmacht kamen jedoch

auch die SS und Judenreferent Adolf Eichmann zur Deportation der römischen Juden nach Rom. Die Deutschen gelangten durch eine Razzia in der Zentralsynagoge in den Besitz der Adressen aller Juden Roms. Zwei Wochen lang wurden die Juden mit der Abgabe von 50 kg Gold durch die SS erpresst und in Sicherheit gewogen. Am frühen Morgen des 16. Oktober, es war der Beginn des Laubhüttenfestes, wurden trotz der Ablieferung des verlangten Goldes anhand der Adressenliste 1259 Personen jüdischen Glaubens von Einsatzkommandos der SS verhaftet. Die Verhafteten wurden zwei Tage im Collegio Militare, einer Kadettenschule in der Nähe des Vatikans, inhaftiert. Dem Vatikan gelang es noch, 225 Personen, weil sie keine Voll-Juden oder Konvertiten waren, zu befreien. Der Rest wurde am 18. Oktober zum Güterbahnhof Tiburtina transportiert. Dabei sollen manche Fahrzeuge am Petersdom vorbeigefahren sein. Von Tiburtina aus wurden sie nach Auschwitz deportiert und dort ermordet, nur 16 aus diesem Transport überlebten den Krieg. Weitere Deportationen sollten folgen, aber weil die Juden die Häuser und Wohnungen verließen, wo sie gemeldet waren, blieben sie erfolglos. Die Razzia der SS an Simchat Tora in Rom war das Signal zum Untertauchen. Von den 10 000 bis 13 000 römischen Juden konnten sich mehr als 80 Prozent retten, je zur Hälfte, indem sie sich bei römischen Familien versteckten und zur

Hälfte in katholischen Kirchengemeinden, Ordenshäusern und dem Vatikan. Nach dem Schock des 16. Oktober 1943 veröffentlichte die Vatikanzeitung „Osservatore Romano“ in der Ausgabe vom 25./26. Oktober einen Artikel, in dem es hieß: „Aufgrund des Bösen, das heute an Macht gewinnt, ist es notwendiger denn je, die weltumspannende Barmherzigkeit des Papstes umzusetzen: Sie macht keinen Halt vor den Grenzen einer Nation, einer Religion oder einer Rasse.“

Wie der Vatikan in Rom verfolgte Juden rettete

In diesem Wortlaut, auch wenn der Papst die Juden und auch die Deutschen nicht ausdrücklich als solche bezeichnet hatte, sahen Priester und Laien das Signal, sich für Juden einzusetzen und Pfarreien und Klöster zu öffnen. Ein offizielles Schreiben vom Papst gab es nicht, aber Boten überbrachten Klöstern und Pfarreien die Anweisung mündlich. Das „laute Schweigen“ des Papstes ging einher mit einer stillen Öffnung der Klöster und Pfarreien, der kirchlichen Schulen und Krankenhäuser für die verfolgten Juden. Bis zur Befreiung Roms im Juni 1944 wurden „nur noch“ 1000 Juden aus Rom deportiert, alle anderen lebten in dieser Zeit in Verstecken zumeist bei Katholiken. Die Wehrmacht hatte für Rom dem Vatikan in einer Geheimvereinbarung die Un-

antastbarkeit der Ordensniederlassungen zugesichert, falls der Papst sich nicht öffentlich gegen die Wehrmacht stellte. Dieses Stillhalteabkommen galt jedoch nicht für die SS.

In mehr als 200 römischen Klöstern wurden damals Juden aufgenommen, um sie vor Verfolgung zu schützen. Über die Hälfte davon waren Frauenklöster, die größte Zahl mit mehreren Hundert wurden allein im Kloster der Sionsschwestern auf der dem Ghetto gegenüberliegenden Tiberseite aufgenommen. Auch in einigen Katakomben, wie der Priscilla-Katakomben im Norden Roms, ganz in der Nähe der Luxemburger Franziskanerinnen, wurden jüdische Flüchtlinge versteckt, darunter auch die deutsche Archäologin Hermine Speier, die erste jüdische Mitarbeiterin des Vatikans.

In dem Haus der Gemeinschaft „Suore Francescane della Misericordia di Lussemburgo“, in der Via Poggio Moiano 8, wurden insgesamt 43 Juden, zumeist Familien mit Kindern, versteckt und gerettet, darunter auch eine Familie aus Luxemburg. Oberin des Klosters war damals Mutter Marie-Benedicta (Ida) Faber (1887-1962) aus Fels. Sie führte auch die Hauschronik, die heute als einziges Dokument aus der Zeit Auskunft gibt.

Einer der dort versteckten Juden war Lello Dell’Ariccia, ein Kind von damals drei Jahren. Er hat sich 2008 wieder bei den Schwestern gemeldet und hält seitdem in ganz Italien Vorträge in Schulen über die damalige Zeit, bei denen er auch über seine eigene Rettung spricht. Er durfte im Januar dieses Jahres zusammen mit Oberin Clara Maria Oberkofler, die aus Südtirol stammt, die Plakette „Il Civico Giusto“ (der gerechte Bürger), die von der Stadt Rom verliehen wird, an der Häuserfront des Klosters einweihen. Das Wort „gerecht“ ist auch in der israelischen Auszeichnung „Gerechte unter den Völkern“ enthalten, die von Yad Vashem an die anerkannten Judenretter weltweit vergeben wird. Seit dem Jahre 2022 sind in dem Stockwerk, in dem die Schwestern früher die Juden versteckt hatten, alleinerziehende Mütter aus Kriegsgebieten wie der Ukraine oder Äthiopien untergebracht. Diesen bieten die Luxemburger Franziskanerinnen auch heute wieder einen „sicheren Zufluchtsort“.

BEIM NAMEN GENANNT



Die Psychiaterin und langjährige Vertraute von Johannes Paul II., WANDA PÓLTAWSKA, ist tot. Die Widerstandskämpferin und KZ-Überlebende, die bis heute als eine autorisierte Vertreterin der Lehre des polnischen Papstes gilt, starb in der Nacht auf Mittwoch im Alter von 101 Jahren in Krakau. Dies teilt ein Sprecher der Kurie mit. Am 2. November hätte sie ihren 102. Geburtstag feiern können. Nach dem Krieg studierte Póltawska (Foto: Imago) Medizin. Zusammen mit Karol Wojtyła prägte sie die akademische Seelsorge der Diözese Krakau. In wenigen Tagen erscheint ihr Buch „Lernt einander lieben“ (Fe-Medienverlag). Sie wollte, laut Verleger, solange leben, bis das Buch erscheint.

Der Vorstand des WESTDEUTSCHEN KÜNSTLERBUNDES verurteilt in einem Kommuniké entschieden den heimtückischen Angriff der Hamas auf Israel und seine Zivilbevölkerung. Es gebe, so die Unterzeichner, keinerlei Rechtfertigung für ein derart menschenverachtendes und grausames Vorgehen. „Wir sind entsetzt, dass in unserem Land pro-palästinensische Jubelfeiern angesichts grausam getöteter Kinder und anderer ziviler Opfer abgehalten werden, dass wieder Juden in Deutschland ihre Kippas und Davidsterne verstecken müssen, jüdische Kinder in Schulen und Kindergärten Angst haben müssen und jüdische Einrichtungen gefährdet sind.“ Der Bund fordert von Politikern und Sicherheitsorganen, die „antisemitischen, antidemokratischen und volksverhetzenden Aktivitäten auf deutschem Boden so schnell wie möglich zu unterbinden“.

Der WEIHNACHTSBAUM für den Petersplatz kommt in diesem Jahr aus den italienischen Alpen. Das Dorf Macra im Piemont stiftet die 25 Meter große Tanne. Der Baum werde mit einem Helikopter von seinem Standort bis zur nächsten Landstraße geflogen, wo es bis nach Rom weitergehe. Gesamtkosten: 65 000 Euro.



Einweihung: Lello Dell’Ariccia und Oberin Clara Maria Oberkofler.

Foto: BB

32 Aussprache

MOMENT MAL

Liebe Leserinnen und Leser, an diesem Wochenende geht in Rom die Bischofssynode zu Ende. Wer vor dem Hintergrund des blutigen Gemetzels in Nahost überhaupt noch Zeit und Laune hatte, sich mit den römischen Ereignissen zu befassen, stand vor einem Problem: Viele Medien erwarteten sich Revolutionäres von der Synode. In Wirklichkeit beschließt und ändert sie aber gar nichts. Trotzdem will der eine oder andere wissen, was denn in den Schlusspapieren des Treffens steht. Diese gedruckte Ausgabe muss da passen, denn der Brief an das Volk Gottes kam gestern Abend heraus, die abschließende Synthese erscheint am Samstag. Alles das ist teils im Wortlaut, teils als Bericht oder Kommentar zeitnah bei Tagespost-online nachzulesen. Als Abonnent der Printausgabe erhalten Sie für nur 3,- Euro zusätzlich ein Digital-Abo, das Ihnen den Zugang zu den laufend eingestellten Online-Artikeln, den Beiträgen der Printausgabe, dem e-Paper und zu unserem Archiv ermöglicht. Bitte schreiben Sie ein Mail an info@die-tagespost.de oder rufen Sie unter 0046 - (0)931 / 308 63-0 an, um mehr zu erfahren.

IHRE REDAKTION

MARKTPLATZ

Familiendomizil im Allgäu
Nähe Bodensee

EFH mit ELW, 156 m² Wfl., 6,5 Zi., 2 Garagen, Öl-ZHZ, Kachelofen, Bj. 1980, 900 m² Grund (Erbpacht), altersbedingt zu verkaufen. VB 550.000 €

Kontakt: 0176/47058496

Zur Zukunft des Religionsunterrichts

Beheimatung in der eigenen Konfession

Weihbischof Florian Wörner sei Dank, dass er im Gespräch mit der „Tagespost“ dezidiert darauf hinweist, dass die „Beheimatung in der eigenen Konfession“ für Schülerinnen und Schüler wichtig ist (DT vom 19. Oktober). Denn der konfessionell profilierte Religionsunterricht bietet ihnen die große Chance, die Quellen des christlichen Glaubens und der Kirche von innen heraus und im Kontext zu verstehen. Im Konzert der schulischen Fächer kommt dem Religionsunterricht eine besondere Bedeutung zu, da er nicht nur Wissen vermittelt und Glaubensinhalte erschließt, sondern Grundfragen des Lebens thematisiert. Bei Gesprächen mit Lehramtsanwärtern habe ich auch immer wieder deren Freude gespürt, die Fragen nach der Existenz Gottes, dem Sinn des Lebens und des Leidens, nach Freundschaft, Liebe und humaner Gestaltung der Sexualität zur Sprache bringen zu können. Sicher gibt es das große Problem, dass der Religionsunterricht nicht ersetzen kann, was eigentlich an Glaubenspraxis in Familie und Gemeinde einzuüben wäre. Aber im Rahmen des Bildungsauftrags der Schule macht er, wenn es gut geht, mit der christlichen Tradition vertraut, die unser Land und Europa geprägt hat und den Kern unserer Kultur bildet. Das gelingt dort am besten, wo Religion nicht distanziert, sondern ganzheitlich dargeboten und didaktisch angemessen unterrichtet wird. Nicht selten stellen die Religionslehrerinnen und -lehrer auch den einzigen Kontakt zur Kirche dar. In einem zunehmend schwieriger werdenden Milieu bedürfen sie jedweder Hilfe von Seiten der Kirche und ihrer Gemeinden.

Bischof em. Heinz Josef Algermissen, 36037 Fulda

Zu den „Arbeitern im Weinberg“

„So großer Lohn für die Letzten!“

Ziemlich irritiert war ich, als mir in der Auslegung des Sonntagsevangeliums durch Bischof Wolfgang Ipolt der Sinn des Gleichnisses von den „Arbeitern im Weinberg“ mit „Erste und Letzte, Letzte und Erste – kein Unterschied, alle sind gleich“ erläutert wurde (DT vom 21. September). Dem widersprach schon Joachim Jeremias in seinem Werk „Die Gleichnisse Jesu“ (Vandenhoeck & Ruprecht, 6. Auflage, 1970). Es ist lediglich das heute herrschende Verständnis dieses Gleichnisses. Richtig ist es damit dankenswerterweise nicht. Die exakte Pointe der Geschichte ist nicht „Gleicher Lohn für alle“, sondern „So großer Lohn für die Letzten!“. Darauf stellt Bischof Ipolt im ersten Teil seiner Auslegung auch richtigerweise ab, auch wenn er den Eindruck erweckt, er wüsste nicht, dass ungerechter Lohn in der Welt an der Tagesordnung ist, also Leute, die weniger arbeiten als andere, aus irgendwelchen Gründen mehr Lohn erhalten als diejenigen, die Gleiches oder mehr leisten. Indem der Weinbergbesitzer jedem Arbeiter mit einem Denar das damalige Existenzminimum bezahlt, handelt er nicht willkürlich, sondern gütig. So ist Gott! Jeremias analysiert weiter, dass dieses Gleichnis ursprünglich nicht zu den Jüngern, sondern zu Menschen gesagt wird, die den Murrenden im Gleichnis gleichen und Anstoß an der Frohbotschaft nehmen – also den Pharisäern. Verwirrt hat mich jedoch noch mehr der angeblich „tröstliche“ Schluss der Auslegung durch Bischof Ipolt: „Manch einer wird sich auch heute erst in der letzten Stunde anwerben und einladen lassen. Er darf damit rechnen, dass er nicht übersehen wird.“ Und dass im Reich Gottes die Maßstäbe umgedreht werden, wenn „Letz-

te Erste und Erste Letzte“ sein werden. Es fällt mir, wie Kardinal John Henry Newman, schwer, diese „neue“ Gerechtigkeit Gottes anzunehmen. Im dritten Band der Gesamtausgabe seiner Predigten führt der Kardinal am Beispiel des Gleichnisses von den zwei Brüdern aus, dass es eben nicht das Gleiche ist, wenn man sich erst in der „letzten Stunde anwerben oder (gar) einladen“ lässt, davor aber den ganzen Tag faul auf dem Markt herumstand (Joachim Jeremias). Newman warnt den Ungehorsamen „... anzunehmen, dass Reue alles gerade und eben mache und den Menschen an den gleichen Platz stelle, so als wäre er nie von der verliehenen Gnade abgewichen“. Dagegen, so Newman, stünden die zahlreichen Ermahnungen in den Psalmen. Andernfalls ergäbe sich die Entmutigung für den „Guten“ und die Ermutigung für den „Bösen“.

Wilfried Funk, 74172 Neckarsulm

Palästina: Europa und der Islam

Den interreligiösen Dialog pflegen

Europa als spirituelles Projekt zu begreifen, wie es Robert Schumann, der Gründungsvater des vereinten Europas konzipierte, kann heute als Wunschdenken erscheinen. Ihrerseits nimmt die 1992 von Jacques Delors ausgesprochene Warnung im Rückblick prophetische Züge an: „Wenn es uns in den nächsten zehn Jahren nicht gelingt, Europa Leben, Sinn und Seele zu verleihen, haben wir das Spiel verloren.“ Die in diesem Jahr vom Papst Franziskus unternommenen Missionsreisen nach Budapest, Lissabon und Marseille sind wesentliche Schritte zur Befestigung der europäischen Identität und ein Grund zur Hoffnung für uns Christen. Dieser geistige Schwung muss unter den Gläubigen der katholischen Kirche mit einer dezidierten Offenheit für den interreligiösen Dialog einhergehen, wie er vom Zweiten Vatikanischen Konzil bereits gefordert wurde (siehe dazu Konzilserklärung „Nostra aetate“).

Angesichts der dramatischen Lage im Nahen Osten muss der Dialog mit dem Islam zum Schwerpunkt dieses ökumenischen Dialogs werden. Unsere europäische Identität kann sich nicht einseitig nur auf ihre jüdisch-christlichen Wurzeln berufen. In vieler Hinsicht schadet es dem Weltfrieden, die vielen Beiträge des Islams zur christlichen Kultur – von Omar Khayyam’s Rubaiyas („Sprüche der Weisheit“) zu den Schriften von Ibn Kaldoun und Averroës – nicht zu berücksichtigen. Lasst uns zusammen zeigen, dass *mutatis mutandis* eine Annäherung an den Islam durchführbar ist.

Bruno Peyrefitte, FR-75003 Paris

Palästina: Zur „Zweistaatenlösung“

Araber wollen die Zerstörung Israels

In der „Tagespost“ wurde die Meinung vertreten, die „Zweistaatenlösung“ sei das Heilmittel für den Nahostkonflikt (DT vom 19. Oktober). Doch 1947 hatte die UNO genau diese „Zweistaatenlösung“ beschlossen. Das heißt, sie hat sowohl den Juden als auch den Palästinensern einen je eigenen Staat angeboten. Die Juden haben zugestimmt und ihren Staat gegründet. Die Palästinenser beziehungsweise Araber haben abgelehnt. Anstatt den Palästinenserstaat zu gründen, haben sie einen Krieg gegen Israel begonnen. Diese Haltung der Palästinenserführer hat sich bis heute nicht geändert. Die Hamas wurde demokratisch gewählt und stellt die Regierung in Gaza. Sie könnte dort einen (kleinen) Palästinenserstaat aufbauen und ihn mit den Unterstützungsgeldern in eine blühende Landschaft verwandeln. Doch stattdessen fängt sie alle naselang idiotische Kriege an. Und ist bereit, dafür die eigene Bevölkerung zu opfern.

Andreas Rau, 39340 Haldensleben

Anzeige

Glaube verbindet



LIGA Bank – Dienstleister für die Kirche

Ihr kompetenter Partner bei Finanzierungsfragen, Vermögensanlagen, Versicherungen, Altersvorsorge und Online Banking.

Wir sind immer für Sie da. Ihre Werte sind auch unsere Werte.

Sprechen Sie mit uns.

LIGA Bank eG • www.ligabank.de


Dienstleister für die Kirche
- seit 1917 -

HINWEIS

Leserbriefe sind keine redaktionellen Meinungsäußerungen. Kürzungen behalten wir uns vor. Wir lesen alle Zuschriften aufmerksam, bitten aber um Verständnis, dass wir keine Auskunft darüber geben können, warum einzelne Leserbriefe nicht veröffentlicht wurden. Wir freuen uns über Ihre Zuschriften: leserbrief@die-tagespost.de.

DIE REDAKTION

Die Tagespost

Katholische Wochenzeitung für Politik, Gesellschaft und Kultur
Vormals Deutsche Tagespost
Katholische Zeitung für Deutschland.
1948 begründet von Johann Wilhelm Naumann

Herausgeber:
Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung, vertreten durch
Dr. Norbert Neuhaus, Bernhard Müller,
Clemens Neck, Christoph Konopka

Chefredakteur: Guido Horst
Geschäftsführerin: Barbara Sollfrank

Redaktion:
Sebastian Sasse (Politik, Medien, Wirtschaft), Stefan Ahrens (Politik, Medien), Regina Einig (Kirche aktuell, Religiöse Literatur), Dr. Stefan Meetschen (Im Gespräch, Feuilleton, Aus aller Welt), Dr. Sebastian Moll (Kultur), Maximilian Lutz (Chef vom Dienst Online-Redaktion), Franziska Harter (Familie, Reise), Guido Horst (Büro Rom/Vatikan-Korrespondent, Theologie & Geschichte, Literatur, Chef vom Dienst), Stephan Baier (Büro Österreich/EU-/Südosteuropa-Korrespondent), Stefan Rehder (Korrespondent für Bio-Ethik, Glaube & Wissen)

Erscheinungsweise: donnerstags

Monatlicher Abonnementpreis einschließlich gesetzlicher Mehrwertsteuer bei Inlandslieferung: EUR 16,70 einschließlich der Kosten für Postzustellung. Abonnements sind zum letzten Tag eines Kalendermonats kündbar, sofern uns die Kündigung bis zum 10ten des laufenden Monats zugeht. Maßgeblich ist der Zugang beim Verlag. Änderungen des Bezugspreises werden im Monat vor dem Inkrafttreten in der Zeitung angekündigt. Sie gelten für alle laufenden Abonnements. Bei Nichterscheinen der Zeitung infolge höherer Gewalt besteht kein Entschädigungsanspruch. Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 2 vom 1. Januar 2023. – Die Tagespost unterzieht sich der laufenden Auflagenkontrolle durch die IVW. Für unverlangt eingesandte redaktionelle Beiträge wird eine Gewähr nicht übernommen. Rücksendungen erfolgen in jedem Fall nur, wenn Rückporto beiliegt.

Druck: Main-Post GmbH

Johann Wilhelm Naumann Verlag GmbH,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
Telefon: Zentrale 0931 / 30863-0,
Buchhaltung 30863-25,
Vertrieb 30863-32 - Fax 30863-33
(vom Ausland aus: 00 49 vorwählen)
E-Mail: info@die-tagespost.de
LIGA Bank, IBAN: DE50 7509 0300 0003 0102 01,
BIC: GENODEF330

Internet: www.die-tagespost.de
www.die-tagespost.at

Johann-Wilhelm-Naumann-Stiftung,
Berner Straße 2, D-97084 Würzburg
LIGA Bank, IBAN: DE53 7509 0300 0003 0102 44,
BIC: GENODEF330

BEILAGENHINWEIS

Die Gesamtauflage enthält eine Beilage von Jahreskalender 2024, Förderkreis für die Schwestern Maria und 1000plus-Profemina gGmbH

Jetzt reinhören!

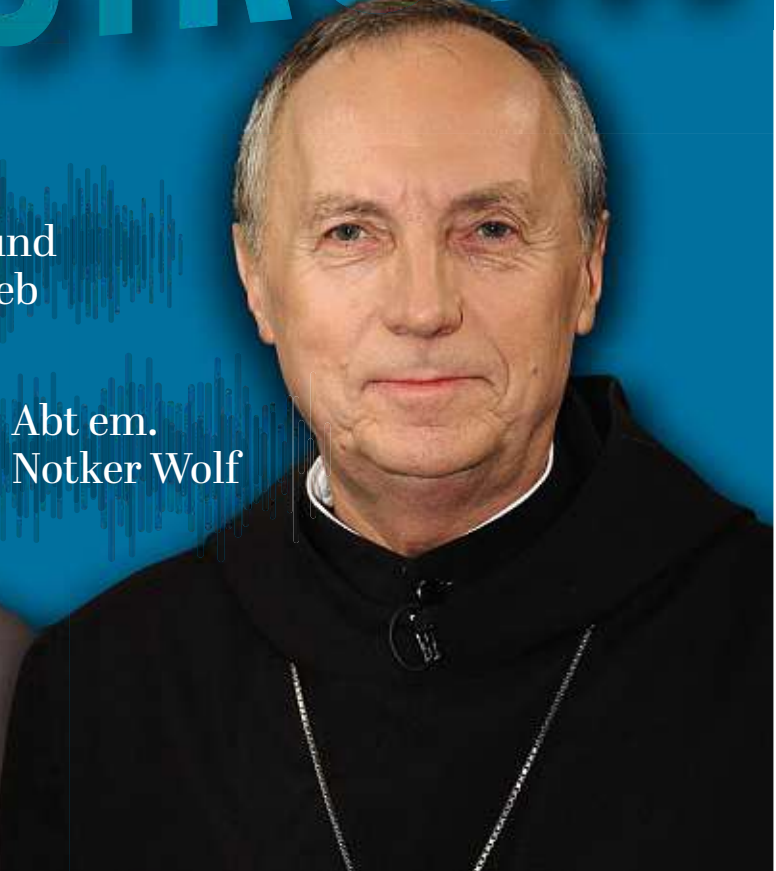
Die Tagespost

PODCAST

GEGEN DEN STROM



Sigmund Gottlieb



Abt em. Notker Wolf

Abzurufen auf die-tagespost.de,  Spotify und überall, wo es Podcasts gibt.